Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 10 | Oktober 1959 | Einzelpreis 0,50 DM / 10. Jahrgang

Cyrankiewicz kehrte enttäuscht zurück

Chruschtschow zurückhaltend in Oder-Neiße-Frage

Wie aus gut unterrichteter Quelle verlautet, ist die kürzliche „Blitzreise" des polnischen Premierministers Cyrankiewicz und dessen Aussenministers Rapacki nach Moskau u. a. auch aus dem Grunde erfolgt, weil die beiden polnischen Politiker den sowjetischen Ministerpräsident Chruschtschow bewegen wollten, in seinen Gesprächen mit dem amerikanischen Präsidenten Eisenhower auch die Oder-Neiße-Frage zu behandeln.

Nach vorliegenden — allerdings nicht bestätigten — Informationen soll Chruschtschow jedoch gegenüber diesen polnischen Wünschen zunächst eine reservierte Haltung eingenommen haben. Die Folge sei eine „gewisse Enttäuschung" in den Kreisen der führenden polnischen Politiker gewesen, die offenbar gehofft haben, der sowjetische Ministerpräsident würde sich von dem Argument beeindrucken lassen, daß gerade dann, wenn Eisenhower die Oder-Neiße-Frage — wie der amerikanische Präsident in Bonn erklärte — n i c h t behandeln wolle, es um so angebrachter sei, daß Chruschtschow seinerseits dieses Problem anschneiden würde.

In politischen Kreisen werden diese Informationen dahingehend interpretiert, daß Chruschtschow eventuell doch gelegentlich die Frage des deutsch-polnischen Verhältnisses in seinen Gesprächen mit Eisenhower anschneiden könnte. Wenn dies aber geschehe, werde es höchstwahrscheinlich nicht mit besonderem Nachdruck erfolgen, zumal in der sowjetischen Auslandspropaganda eine gewisse Milderung der gegenüber der Bundesrepublik angeschlagenen Tonart zu verzeichnen sei.

Besonders groß hingegen soll die Enttäuschung sein, die in Warschau durch die ablehnende Stellungnahme des Dänischen Außenministers Krag zum „Rapacki-Plan" verursacht worden ist. Besonders Rapacki selbst soll erwartet haben, daß sich Dänemark als Ostsee-Anrainer dieser Planung gegenüber „aufgeschlossen" zeigen würde — mit der Weiterung, daß andere Staaten dann dem dänischen Beispiel folgen würden. Gewisse allgemeine freundschaftliche Erklärungen, die der dänische Außenminister bei seiner Abreise aus Warschau abgab, sollen nicht zuletzt deshalb erfolgt sein, weil Krag den „enttäuschenden" Eindruck, den seine Ausführungen zum Rapacki-Plan und zur Oder-Neiße-Frage in den führenden politischen Kreisen der Volksrepublik Polen hervorriefen, bemerkte und dementsprechend sein Verständnis für die polnische Situation und seine Sympathie für das polnische Volk bekunden wollte.

Nach Informationen aus Warschau wird es dort auch als „zweifelhaft" bezeichnet, ob der polnische Außenminister seine Absichten verwirklichen wird, die „erneute Neufassung" des seinen Namen tragenden Planes vor den Vereinten Nationen bekanntzugeben, zumal sich nach der sowjetischen Mond-Rakete die Frage „raketenfreier Zonen" im neuen Lichte zeigt.

„Slowo Polskie" über das Päpstliche Jahrbuch 1959

Die in Breslau erscheinende polnische Tageszeitung „Slowo Polskie" stellt in einer Besprechung des Päpstlichen Jahrbuchs für 1959 fest, daß der Vatikan „die These von der Vorläufigkeit der (polnischen) kirchlichen Verwaltung (in den Oder-Neiße-Gebieten) weiterhin aufrecht erhält". Die Diözesen Breslau und Ermland gehörten nach dem Päpstlichen Jahrbuch nach wie vor zu Deutschland, ihre Ordinarien seien Kapitular-Vikare mit dem Wohnsitz westlich der Oder, wohingegen für die in „Westgebieten" wohnenden polnischen Katholiken Kardinal Wyszynski persönlich als Ordinarius gelte. „Die politischen Linien des Vatikans und der Adenauer-Regierung laufen erstaunlich parallel", bemerkt „Slowo Polskie" hierzu.



Elbing heute *Die Aufnahme macht mit aller Deutlichkeit die Zerstörungen in Elbing sichtbar. Anklagend ragt noch immer der ausgebrannte Turm der Nikolaikirche gegen den Himmel. Wird es den Polen gelingen, in absehbarer Zeit die Schäden zu beseitigen? Lesen Sie hierzu bitte unseren großen Sonderbericht auf Seite 3.* Foto: Schneege

Die kleine Stadt Gilgenburg verfällt

Nicht ein einziges Haus aufgebaut — Das ist das Bild dieser Stadt

Ein charakteristisches Beispiel für den Niedergang der ostpreußischen Städte, die seit 1945 unter polnischer Verwaltung stehen, bietet die Stadt Gilgenburg. Vor dem Kriege war es ein schmuckes Städtchen von über 3000 Einwohnern; die Verwüstungen bei der Übernahme in fremde Hände und die Ausschlachtung der Häuser und Gehöfte durch die neuen Herren erbrachten einen Totalverlust von 80 Prozent der Gebäude.

Über den derzeitigen Zustand von Gilgenburg berichtet ein Reporter der Allensteiner kommunistischen Parteizeitung.

„Vierzehn Jahre hindurch" — so schreibt der Pole — „wurde nicht viel getan, um die Spuren des Krieges zu beseitigen. Dieses mittelalterliche Städtchen, das älteste in Masuren, wurde in eine Dorfgemeinde umgewandelt. Es kamen viele neue Menschen nach Gilgenburg, zumeist aus den Grenzkreisen von Masowien, so zählt Gilgenburg heute bereits 800 Einwohner. Aber der völlige wirtschaftliche Stillstand stoppte die weitere Entwicklung dieser schwer betroffenen Ortschaft. In den 14 Jahren Nachkriegszeit wurde in Gilgenburg nicht ein einziges Haus wiederaufgebaut, so daß trotz der verminderten Einwohnerzahl noch zwanzig Familien ohne Wohnung sind und in Dachböden und Kammern kampieren. Durchlöcherte Dächer, aufgeplatzte Mauern, abgefallener Verputz, nichtrenovierte Türen, Fenster und Schornsteine — das ist das Bild von Gilgenburg ..."

Soweit — wörtlich — der polnische Berichterstatter. Er ist ein Kronzeuge, dessen Bericht nichts mehr hinzuzusetzen ist.

Erleichterungen für Wanderer

Alle Vorschriften, die den Touristen das Wandern in den polnischen Grenzgebieten bisher erschwerten, sind aufgehoben worden. Jetzt kann auch das rechte Oderufer von Wanderern betreten werden. Die Sperrzonen an der Ostseeküste sind seit langem für die Staatsurlauber freigegeben.

Landsberg wurde Kreisstadt

Kulturhaus Fehlkonstruktion — Straßen und Plätze verwahrlost

„Man muß eher noch mehr abreißen, als aufgebaut wird", stellt der Reporter des „Glos Olsztynski" in einem Bericht über die Stadt Landsberg/Ostpreußen fest, wobei er auf das im Bau befindliche Kulturhaus hinweist, das, nach den Fundamenten zu schließen, ein „schwungvolles Objekt" werden sollte. Da es jedoch nach allen Seiten hin schiefe und „bauchige" Wände erhalten habe, „bandagiere" man nun die Mauern mit Eisenreifen, obgleich die Baumeister an einem Erfolg dieser Maßnahmen zweifelten.

Wie der polnische Reporter weiter ausführt, habe diese Kleinstadt, die zu deutscher Zeit einen großen Bevölkerungsanteil von Ackerbürgern aufwies, ihren Charakter dadurch grundlegend geändert, daß sie nun zur Kreisstadt erhoben wurde und die Einwohner überwiegend in der sozialistischen Wirtschaft beschäftigt seien. Die jetzige polnische Bevölkerung in Landsberg/Ostpreußen stamme allerdings vom Lande und habe der Stadt einen nicht immer vorteilhaften Stempel aufgedrückt, was beim Anblick der Straßen, Vorgärten und öffentlichen Plätzen deutlich werde. Bevor man also die „neuen" Zeiten erleben werde, in denen die Entwicklung der Stadt auch das „Antlitz" der Einwohnerschaft verändern soll, wäre es zweckmäßig, eine große Sauberkeitsaktion zu starten.

Was die Zukunftspläne für Landsberg/Ostpreußen anlangt, so spricht der polnische Berichterstatter von Bauplanungen für eine große Wohnsiedlung, eine Schule, ein Kreiskrankenhaus, ein Verwaltungsgebäude, einen Fleischverarbeitungsbetrieb, einen Feuerwehrgeräteschuppen und mehrere Läden.

Änderungen des Danziger Hafens

Wie die polnische Presse berichtet, werden zur Zeit größere Arbeiten im Danziger Hafen ausgeführt, wobei vor allem die Wasserstraße am Knie „Zu den fünf Pfiffen" umgebaut und der Kanal an der Westerplatte verbreitert wird. Diese Arbeiten sollen größeren Schiffen eine bequeme Durchfahrt ermöglichen. Hierzu ist zu bemerken, daß der polnische Hafenkapitän von Danzig bereits im Jahre 1957 auf die beträchtlichen Schwierigkeiten beim Einlaufen größerer Schiffe in den Danziger Hafen hingewiesen hat.

Jede vierte Großgemeinde wird aufgelöst

Wie bereits vor einiger Zeit angekündigt, sind seitens der Wojewodschaftsverwaltung in Allenstein die ersten Maßnahmen zur Auflösung von 89 von insgesamt 355 im polnischen Verwaltungsbereich gelegenen Großgemeinden eingeleitet worden. Im Zuge der Neuregelung der Gemeindegrenzen verschieben sich auch zahlreiche Gemeinde- und Kreisgrenzen. Die Maßnahmen sollen bis zum 1. Januar 1960 abgeschlossen sein.

Polnische Zeitung berichtete über „zwei Explosionen"

Der Brand der Marienburg

Nord- und Westflügel des Mittelschlosses zerstört / Hochschloß ohne Schäden / Remter gefährdet

Über die Ursachen des Brandes der Marienburg, der in der Nacht vom 7. auf den 8. September 1959 ausbrach, liegen aus polnischer Quelle einander widersprechende Nachrichten vor. Offenbar hat man zunächst Brandstiftung vermutet. Dies geht u. a. daraus hervor, daß sich der Staatsanwalt sowie der Polizei- (Miliz)-Kommandant der „Wojewodschaft" Danzig unverzüglich an den Brandort begaben, um dort — wie die „Trybuna Ludu" meldete — „energische Ermittlungen" durchzuführen. Des weiteren verzeichnete die Warschauer Zeitung „Zycie Warszawy", daß ein „im Küstengebiet" erscheinendes polnisches Blatt gemeldet habe, es hätten sich während des Brandes „zwei Explosionen" ereignet.

Der „Wojewodschafts-Staatsanwalt" erklärte hierzu, es könne sich dabei um die Explosion von „großen" Blindgängern aus dem zweiten Weltkrieg gehandelt haben, doch sei es keineswegs gewiß, daß Mörsermunition explodiert sei, wie man in der Presse berichtet habe. Er fügte hinzu, daß noch 1958 von polnischen Pionieren Minen und Blindgänger beseitigt worden seien. Späterhin verlautete aus Warschau, der Brand sei durch defekte elektrische Leitungen verursacht worden. Der „Wojewodschafts-Staatsanwalt" hat aber bereits kurz nach dem Brande ausdrücklich darauf hingewiesen, daß „sich in den Dachböden des Schlosses keinerlei elektrische Installationen befanden", wie „Zycie Warszawy" berichtete.

Der Brand ist im Dachstuhl des nördlichen Flügels des Mittelschlosses ausgebrochen. Auch die Dachkonstruktion des westlichen Flügels des Mittelschlosses ist weitgehend durch das Feuer zerstört worden. Das Hochschloß soll keine Brandschäden erlitten haben. Der Große Remter wurde als „gefährdet" bezeichnet. Seine weltberühmte Decken-Konstruktion soll durch den Brand und durch Wasserschäden stark gelitten haben. Insgesamt soll — wiederum „Zycie Warszawy" zufolge — „ein Sechstel des Objekts" (der gesamten Marienburg?) vom Brande vernichtet worden sein.

Die Feuersbrunst breitete sich, den polnischen Berichten zufolge, außerordentlich schnell aus. Bereits nach einer Viertelstunde habe der Dachstuhl des Mittelschlosses weithin in Flammen gestanden. In dem Gebäude, wo von polnischer Seite eine Unterkunft für Übernachtungszwecke eingerichtet wurde, befanden sich zur Zeit des Ausbruchs des Brandes fünf Personen. Der Brand wurde jedoch nicht von diesen, sondern von einem Mitglied der Berufsfeuerwehr der Stadt Marienburg entdeckt. Die Feuerwehr habe bei ihrem Eintreffen alle fünf Personen schlafend angetroffen. Der Dachstuhl über den Räumen des Nachtasyls ist auf einer Fläche von 4000 qm niedergebrannt. Insgesamt kamen 26 Feuerwehreinheiten mit 400 Feuerwehrmännern zur Bekämpfung des Großbrandes in die Marienburg.

Die polnische Presse berichtet des weiteren über Vorkehrungen zur Sicherung der stehengebliebenen Reste und zum Wiederaufbau der Marienburg. Die Wiederaufbauarbeiten würden sich zwei Jahre hinziehen, meldete die „Trybuna Ludu".

Die Marienburg stand bis 1950 unter der Verwaltung der polnischen Armee. In dieser Zeit sind einige Ausbesserungsarbeiten durchgeführt worden. Im Oktober 1956 berichtete die Warschauer Zeitung „Sztandar Mlodych", daß nach der Übergabe der Marienburg in die Zuständigkeit der polnischen Zivilverwaltung „jeder Schutz und jede Fürsorge unterlassen" worden seien. Ein einziger Dachdecker sei mit einem Gehilfen in der Marienburg tätig, der aber angesichts der Tatsache, daß „Tausende von Dachziegeln laufend herunterfallen", nicht viel bewirken könne. Späterhin wurde in der Marienburg ein Barbetrieb und ein Nachtasyl eingerichtet. Verschiedentlich entspann sich in der polnischen Presse eine Diskussion um das Schicksal der Marienburg, wobei behauptet wurde, daß das „Kreuzritterschloß" von polnischen Arbeitskräften errichtet worden sei. Schließlich verfolgte man den Plan, in der Marienburg ein „Museum der slawischen Völker" einzurichten, und wandte sich dieserhalb an andere Ostblock-Staaten mit dem Ersuchen um Mithilfe bei der Durchführung des Projekts.

Evangelische Kirche zum Heimatrecht

„Zerstörung und Verletzung des heimatlichen Bereichs wider Gottes Willen"

Der Konvent der zerstreuten evangelischen Ostkirchen hat vor kurzem in Königswinter seine diesjährige Haupttagung abgehalten. In ihm haben sich insgesamt 26 evangelische Kirchen aus Ostmitteleuropa und Südosteuropa, davon 19 deutsche, seit 1946 zusammengefunden. Damit ist eine breite kirchliche Plattform geschaffen, auf der gemeinsam mit namhaften Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der Landeskirchen der EKD, der Diakonie, der Jugend in der Ökumene die vielfältigen Fragen behandelt werden können, denen sich vertriebene evangelische Christen deutscher und nichtdeutscher Volkszugehörigkeit gemeinsam mit ihren binnendeutschen Glaubensbrüdern gegenübersehen.

Die Jahrestagung 1959 stand im Zeichen der Bemühung, zu einer kirchlichen Aussage über die Frage des Heimatrechts zu gelangen. Sie wurde auf einer vorbereitenden Fachausschußsitzung im Plenum sowohl von juristischer wie von theologischer Seite ausführlich dargelegt und erörtert. Ergebnis war eine Entschließung, in der — zum ersten Mal von evangelischer kirchlicher Seite innerhalb der Ökumene überhaupt — im Anschluß an Thesen, die bereits 1949 über die christliche Begründung der Rechts- und Gerechtigkeitsidee erarbeitet worden waren, ausgesprochen wird, daß der Mensch einen „in Gottes Anordnung begründeten Anspruch auf unbehelligtes Leben innerhalb eines ihn bergenden Bereichs mit den dazu gehörigen sozialen Beziehungen (Heimat) habe. Jede Zerstörung oder Verletzung dieses heimatlichen Bereichs, gleichgültig ob von seiten einzelner oder von seiten des Staates, und ebenso gleichgültig, ob gegenüber Bürgern des eigenen Landes oder anderen Menschen sei wider Gottes Willen."

Die Entschließung dürfte in nächster Zukunft Gegenstand von Beratungen auf den einzelnen Synoden der evangelischen deutschen Landeskirchen werden. Sollte sie dort Zustimmung finden, so dürfte der Weg für die weitere Erörterung innerhalb der obersten Körperschaften der EKD und der evangelischen Ökumene möglich werden. Die Bedeutung dieser Tatsache für das Anliegen der Vertriebenen kann nicht unterschätzt werden.

Verringerung der Bodenfruchtbarkeit

Keine Mittel für Meliorationsvorhaben — Erträge sinken

„Von 17 000 Hektar Wiesen im ostpreußischen Kreis Ortelsburg werden nicht einmal ganz 1300 Hektar bewirtschaftet. Für den größten Teil der landwirtschaftlichen Nutzfläche im Kreisgebiet sind Meliorierungen erforderlich. Hierfür fehlt es jedoch ständig an Mitteln. Es ist demnach nicht verwunderlich, daß die Wiesen nicht viel mehr als 15 dz nicht besonders gutes Heu pro Hektar bringen. Ein dreifacher Ertrag könnte indessen nicht schwer zu erzielen sein".

Dies berichtet die Wirtschaftszeitschrift „Zycie gospodarcze", die zu ihren Feststellungen weiter ausführt, eine ähnliche Lage bestehe mit „größeren oder kleineren Abweichungen" in vielen anderen Landkreisen Südostpreußens. Trotzdem würden die staatlichen Kredite für Meliorierungen eher noch reduziert, was ein nachlassendes Interesse der polnischen Bauern bedinge.

Das gleiche gelte u. a. für die Mechanisierung der Landwirtschaft, indem die Bauern ganzer Kreise auf den Ankauf von kompletten landwirtschaftlichen Maschinen verzichteten. Hierbei spiele der Umstand noch eine weitere Rolle, daß in den vergangenen Jahren die Art der Bodenbestellung durch die Staatlichen Maschinen-Zentralen einen besonderen Widerwillen bei den Bauern vieler Dörfer hinterlassen habe. Fälle von Vernichtung der Bodenstruktur, von Verringerung der Bodenfruchtbarkeit seien nicht selten zu beobachten gewesen. Auf dem Lande zeige sich demzufolge eine „abwartende Haltung" gegenüber Fragen der Mechanisierung.

Starke Reduktion der Schweinebestände

Nach dem als vorläufig bezeichneten Ergebnis der amtlichen Viehzählung im Juni 1959 hat sich der Schweinebestand in Polen und in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten im Vergleich zum Vorjahr um etwa 630 000 Stück verringert. Der Bestand an Schafen ist um nahezu 90 000 Stück gegenüber 1958 kleiner geworden. Als Ursachen hierfür werden einerseits geringere Kartoffelerträge im Jahre 1958 und andererseits ein größerer Bedarf an Futter für den ständig ansteigenden Pferdebestand und für die größere Geflügelzucht genannt. Gleichzeitig seien ungünstige Preisänderungen für Schweine eingetreten. Der Rinderbestand hat sich jedoch gehoben, nicht zuletzt infolge einer besseren Rentabilität der Rindviehzucht.

Wie „Glos Wybrzeza" hierzu bemerkt, soll die polnische Landwirtschaft im Wirtschaftsjahr 1959/60 durch staatliche Zuteilungen um 30 v. H., d. i. ca. 250 000 to, mehr Kraftfutter erhalten als im vorigen Jahr. Außerdem soll der staatliche Ankauf von Kartoffeln im Bereich der bäuerlichen Wirtschaft um 150 000 to reduziert werden, um die Futtervorräte der Bauern zu vergrößern. Schließlich soll der Preis für Magermilch um 20 v. H. herabgesetzt werden. Zu diesen Maßnahmen der polnischen Regierung äußert „Glos Wybrzeza" allerdings skeptisch, in der Landwirtschaft könnten heute angewandte Mittel zuweilen erst nach zwei bis drei Jahren Früchte bringen. Es handele sich bei den Schwierigkeiten eben um das Problem der „zu kurzen Decke".

OSTPREUSSEN-WARTE

Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen

Schriftleitung: E. Knobloch, Verlag: Elchland-Verlag, Göttingen, Maschmühlenweg 8/10 Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032 Postscheckkonto Hannover 126 725 J. Guttenberger, Braunschweig.

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1,50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung, in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22. Tel.: 37 68. Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10

Eine Million Badegäste in Zoppot

Einem Bericht des „Dziennik Baltycki" zufolge, waren bis Ende August über eine Million Badegäste in Zoppot anwesend, was eine Erhöhung gegenüber dem Vorjahre um 40 v. H. darstelle. Es hätten jedoch im ganzen Küstengebiet beträchtliche Versorgungsschwierigkeiten bestanden; am besten sei die Lage noch in Zoppot gewesen. Hierzu berichtete die Warschauer Zeitung „Sztandar Mlodych" jedoch, man sei in Zoppot während der Badesaison weithin darauf angewiesen gewesen, von wässriger Grützwurst und Brot zu leben. Vor den Verkaufsständen und Restaurants hätten sich kilometerlange Schlangen gebildet. „Dies machte alle, die in Zoppot waren, sehr nervös, und sie schworen, im nächsten Jahre nicht wieder hierher zu kommen", führt „Sztandar Mlodych" wörtlich aus.

Geschulte Kellner

Dreiwöchige Lehrgänge für Kellner wurden im März dieses Jahres in der ostpreußischen Regierungsstadt Allenstein abgehalten. Sie sollen in dieser Sommersaison in den Gaststätten der masurischen Kurorte, vor allem in Lötzen und Nikolaiken eingesetzt werden. Die Polen erwarten in diesem Jahre einen Massenansturm der Urlauber.

Das Zeitalter der Heimatlosen

Die Geschichtsbücher künden von der Völkerwanderung um 400 bis 600 nach Christi als dem großen Völkerunglück der Menschheit. Dabei bewegte sich während jener ganzen 300 Jahre auf Europas Fluchtstraßen nur der Bruchteil eines Prozents jener Flüchtlingszahl, die allein die erste Hälfte unseres Jahrhunderts erbrachte: 150 Millionen.

Wir Deutsche wurden am stärksten betroffen. In der Bundesrepublik leben 12½ Millionen Flüchtlinge und Vertriebene, d. h. ein rundes Viertel der Gesamtbevölkerung. Zwar sind inzwischen für sie 5½ Millionen neue Arbeitsplätze geschaffen und ihre materiellen Nöte weitgehend gebannt worden. Aber noch immer gibt es 350 000 Menschen in Lagern und 500 000 in Notwohnungen. Sie verloren in ihrer Heimat rund 250 Milliarden DM an materiellen Werten, wovon bisher 42 Milliarden aus öffentlichen Mitteln an Teilentschädigungen wiedergegeben werden konnten, ungeachtet der freiwilligen Hilfeleistungen aus der Bevölkerung.

Währenddessen reißt der Flüchtlingsstrom nicht ab; das Jahr 1958 brachte über 200 000 Flüchtlinge aus der Sowjetzone und 134 000 Aussiedler aus den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten und aus Polen sowie der UdSSR in unser Land. Viele — die Jungen, Gesunden, Arbeitsfähigen — können sich gottlob selbst helfen. Die Schwachen, Alten und Kranken jedoch sind auf die Hilfe des Staates und ihrer Nächsten angewiesen.

Gerade diese Menschen aus ihrem Elend zu befreien, ist im Weltflüchtlingsjahr eine vordringliche Aufgabe. Die Öffentlichkeit wird dazu aufgerufen, sich in den kommenden Monaten wirkungsvoll an jener internationalen Aktion zu beteiligen, die das Flüchtlingselend, den Schandflecken unserer Zivilisation und unseres Jahrhunderts, endgültig tilgen soll.

„Kulturtage Deutscher Osten" in Niedersachsen

Das Kulturwerk der vertriebenen Deutschen e. V. gibt bekannt: „Entgegen anderslautender Meinung wird festgestellt, daß Das Kulturwerk der vertriebenen Deutschen e. V., von der Auflösung des BVD nicht betroffen ist. Im Einvernehmen mit dem Bund der Vertriebenen und dem Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte ist die Selbständigkeit des KVD sichergestellt. Die erfolgreiche Aufbauarbeit der ersten sechs Jahre wird fortgesetzt. Sie wird in den „Kulturtagen Deutscher Osten" in Niedersachsen, die in Hannover, Braunschweig, Delmenhorst, Göttingen und anderen Orten durchgeführt werden, ihren Ausdruck finden. In Verbindung mit dem BVD, Landesverband Niedersachsen, und der Arbeitsgemeinschaft heimatvertriebener und geflüchteter Frauen in Niedersachsen werden Dichterlesungen durchgeführt, Musikabende veranstaltet, Flüchtlingsfilme gezeigt. Auch Theater und Ostkundearbeit sind einbezogen. In Zusammenarbeit mit der Künstlergilde, wird in der Technischen Hochschule Hannover die Kunstausstellung „Deutscher Osten" gezeigt. Der Vorstand: Egon H. Rakette (1. Vors.), Clemens J. Neumann, Dr. J. Borngräber."

PRESSESPIEGEL

Weniger Lautstärke, bitte!

„Die Führer des heutigen Polens können der Bundesregierung zumindest dafür dankbar sein, daß sie indirekt dazu beigetragen hat, in Polen das Bündnis mit der Sowjetunion zu popularisieren. Sicherlich wäre eine deutsche Ostpolitik, die das Ziel verfolgte, Polen von der Sowjetunion zu trennen, ebenso verantwortungslos wie illusionär. Andererseits aber sollte es kaum ihre Aufgabe sein, Polen an die Sowjetunion zu fesseln .... Die Ehrfurcht vor dem tragischen Los der Heimatvertriebenen sollte die Bundesregierung nicht davon abhalten, die Sprecher und Organe mancher Verbände nachdrücklich darum zu ersuchen, ihre Lautstärke zurückzuschrauben. Anderenfalls würden Sprecher, denen niemand die ehrliche Heimatliebe abstreitet, nicht nur eine vernünftige deutsch-polnische Politik verhindern, sondern auch dazu beitragen, daß von Warschau aus, das sich eines wachsenden internationalen Ansehens erfreut, in der ganzen — auch westlichen — Welt Mißtrauen gegen die Bundesrepublik gesät werden kann."

Die Welt, Hamburg

Wie unsere Verbündeten es sehen

„Aus den zahlreichen Kontakten schälen sich zwei Elemente heraus, die die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich gelenkt haben. Auf der einen Seite hat sich die Bonner Bundesrepublik auf lobenswerte Weise bemüht, ihre Beziehungen zu Polen zu verbessern. Ihre leitenden Männern haben sich von den unangebrachten Demonstrationen distanziert, die gewisse Flüchtlingsgruppen an die Adresse Eisenhowers richteten, um die Wiedergewinnung der verlorenen Gebiete — einschließlich der Sudeten! — zu fordern und um zu bekräftigen, daß man ‚niemals' die Oder-Neiße-Grenze anerkennen werde. Man kann sich nach diesen Zwischenfällen fragen, ob nicht der Augenblick gekommen ist, mutig zwei Konflikte zu beenden, die das internationale Klima vergiften. Wenn der Westen ohne Hintergedanken die Oder-Neiße-Linie unter der Bedingung akzeptieren würde, daß der Sowjetblock ein Statut anerkennt, mit dem in vollem Umfang die Rechte der Westberliner garantiert würden, dann wäre ein bedeutsamer Schritt auf dem Wege zur Entspannung getan."

Libre Belgique, Brüssel

Die Schlinge um den Hals

„Es ist kaum zu glauben, aber man es befürchten: die deutsche Außenpolitik scheint sich die von ihr selbst geknüpfte Schlinge um den Hals legen zu wollen. Die Hallstein-Doktrin, dieses unselige Mittel, um Außenpolitik an doktrinäres Denken zu fesseln, feiert fröhliche Urständ. Und das in einem Augenblick, in dem Auswärtiges Amt und weite Teile der Öffentlichkeit dafür eintreten, endlich diplomatische Beziehungen zu Polen aufzunehmen .... Mit einem Abbruch der Beziehungen zu Kairo könnte man dem Sowjetzonen-Regime keinen größeren Gefallen tun, denn er bedeutete die freiwillige Anerkennung, daß der deutsche Name in der arabischen Welt nur noch durch Ostberlin vertreten sein soll. Das käme einem außenpolitischen und diplomatischen Selbstmord gleich".

Die Welt, Hamburg

Skeptisch

„Seit Jahrhunderten hat der Mensch nach dem Utopischen gestrebt. Nach Herrn Chruschtschow soll es nur mehr vier Jahre dauern, um dahin zu gelangen. Er führt uns eine ideale Welt vor. Eine Welt ohne Heere, Marine- und Luftstreitkräfte, Atombomben und Kriegsministerien. Eine Welt, in der keine Nation irgendwelche Mittel zur Kriegsführung hat und in der daher universeller Friede herrscht. Es ist eine atemberaubende Idee für den Führer einer der großen Mächte der Welt, dergleichen vorzuschlagen. Aber wie so manche russischen Vorschläge steht der Großartigkeit des Konzepts die Brauchbarkeit nicht gleich. Ein Dutzend Fragen fallen einem ein. Welcher Art soll die interne Polizeimacht sein, die er im Auge hat? Was soll sie daran hindern, sich stillschweigend in Armeen zu verwandeln, wie die ostdeutsche Polizei dies getan hat? Was wird Mr. Chruschtschow benutzen, um eine mögliche Revolte, beispielsweise in Ungarn, niederzuschlagen? Wer wird diesen riesigen Abrüstungsplan überwachen? Wie wird die Welt dagegen gesichert sein, daß nicht eine ehrgeizige Macht geheim eine Politik der Wiederaufrüstung betreibt? Ist Herr Chruschtschow bereit, die Sowjetunion der Inspektion zu öffnen? Gerade in diesem Punkt sind die russischen Repräsentanten auf den Abrüstungskonferenzen bisher am obstruktivsten gewesen."

Daily Mail, London

Mehr Vorurteil als Urteil

„Der Kanzler hat es für zweckmäßig befunden, wieder einmal dem britischen Löwen in den Schwanz zu kneifen; offenbar ist das ein Spiel, das alten Herren Vergnügen bereitet. Vor der CDU/CSU-Fraktion sagte Dr. Adenauer: Äußerungen des britischen Premiers ließen in letzter Zeit die Deutung zu, daß eine neue konservative Regierung in eine Diskussion über den Rapacki-Plan eintreten könnte. Ließen zu ... und: eintreten könnte ... War das wirklich Veranlassung genug, dies Thema öffentlich zu behandeln? Das deutsch-englische Verhältnis ist dank der ewigen Sticheleien unseres Regierungschefs ohnehin so gespannt wie seit Ribbentrops Zeiten nicht mehr. Bisher glaubten wir, das Urteil des Kanzlers bestimme die Richtlinien seiner Politik — traurig zu erfahren, daß es zuweilen nur das Vorurteil ist."

Die Zeit, Hamburg

Bequemer Status quo

„Beide Seiten betrachten die Teilung Deutschlands als durchaus nicht unerträglich und ziehen sie im ganzen einer Wiedervereinigung unter den bisher theoretisch möglichen Bedingungen vor ... Die führenden Mächte möchten im Grunde genommen die Dinge beim alten belassen, auch beim geteilten Deutschland."

Los Angeles Times

ELBING mit polnischen Augen

Ein Buch mit vielen vergessenen Angaben — Eine Publikation des Rundfunks

Der Polnische Rundfunk macht mit seinem in mehreren Sprachen erscheinenden Buch „Mit Mikrofon und Kamera durch die polnischen Westgebiete" den Versuch, die Situation in unserer ostdeutschen Heimat in einem möglichst günstigen Licht darzustellen. Aus der 285 Seiten zählenden deutschen Ausgabe dieser Publikation sei auf das Kapital „Elblag, früher Elbing" hingewiesen, das wir im folgenden untersuchen wollen.

Die Reporter lassen in diesem Kapitel den Vorsitzenden der Städtischen Planungskommission, Jozef Rozanski, folgendes sagen: „Elbing war 1945 zu cirka 65 Prozent vernichtet. Der Bevölkerungsstand gestaltete sich in Elbing seit 1945 folgendermaßen: Ende 1945 8000 Einwohner; 1946 16000 Eiwohner; 1947 26000; 1948 38000; 1949 43000; 1950 47000 und 1958 72600." Bei diesen Angaben fällt zweierlei auf: man vergaß, die deutsche Bevölkerungszahl aus dem Jahre 1939 (damals lebten in der Stadt 86 950 Deutsche) anzugeben, und man vermied den Hinweis, daß unter der polnischen Verwaltung viele Dörfer eingemeindet wurden. Berücksichtigt man dies, so lebten auf dem heutigen Stadtgebiet Elbings vor dem Kriege 104 000 Menschen — gegenüber jetzt 72 600. Werden diese äußerst wichtigen Angaben verschwiegen, erweckt man natürlich den Eindruck, als ob die Stadt unter polnischer Verwaltung fast schon wieder die frühere Einwohnerzahl erreicht hat — während in Wirklichkeit das betreffende Gebiet fast ein Drittel weniger Menschen zählt als früher! Hier wird schon ersichtlich, durch welche Methoden der Leser eine ganz bewußt positive Meinung suggeriert erhalten soll.

Leicht zu widerlegen sind auch die Ausführungen desselben Funktionärs über den Wiederaufbau. Er sagte: „Was den Wohnungsbau betrifft, so muß gesagt werden, daß seit dem Jahre 1945 eigentlich nur wiederaufgebaut wurde. Seit diesem Jahr auch begann der Bau von neuen Häuserblöcken in der Innenstadt. Vor allem Wohnungsbauten und zwar vier- und fünfstöckige Häuser. Der Wohnungsbau wird durch Materialmangel immer noch gehemmt. Zur Zeit werden jährlich im Durchschnitt cirka 700 Wohnräume aus staatlichen Mitteln gebaut. Hinzu kommt das sogenannte individuelle Bauweisen, der Bau von Einfamilienhäusern, der besonders seit dem Ende des vorigen Jahres einsetzte."

Zu diesen Bemerkungen ist festzustellen, daß die sonst von der polnischen Verwaltung getroffene Teilung der Neubauten in Häuser, die tatsächlich von Grund auf neu errichtet wurden, und solche, die renoviert oder repariert wurden, bisher tatsächlich neu gebauten Häuser und ihre Wohnfläche. Das hat seinen guten Grund. Die Angabe, im Jahre würden rund 700 Wohnräume gebaut, müßte nämlich wahrheitsgemäß lauten: in Elbing werden jährlich etwa 500 beschädigte oder renovierungs bedürftige Wohnungen wieder bezugsfertig gemacht und etwa 200 Wohnungen in Neubauten errichtet. Das nämlich ist das Verhältnis, das seit langem von der polnischen Presse genannt wird. Den Anschein zu erwecken, als ob in jedem Jahr für 700 Wohnungen neue Häuser gebaut würden, ist nicht korrekt.

Und hinsichtlich des Bausektors spielt auch hier wieder die Frage der eingemeindeten Dörfer hinein. In diesen Landgemeinden wird die Wiederherstellung oder der Neubau von Gebäuden auf sehr primitive Weise vorgenommen — die Fertigstellungen erscheinen aber in der Elbinger Stadt-Liste und täuschen einen Wiederaufbau vor, den es gar nicht gibt. Und man erwähnt überhaupt das Wesentliche nicht, das für den Elbinger Wiederaufbau das wichtigste ist: die Wiederherstellung der fast völlig zerstörten Altstadt. Dieses Aufbauproblem Nr. 1 der Stadt ist bisher nicht in Angriff worden, was Neubauten betrifft. Bisher hat man die Trümmer fortgeräumt, Grundstücke planiert und im übrigen mehrere umfangreiche Wiederaufbaupläne (seit 1955) vorgelegt, von denen auch nicht ein einziger verwirklicht worden ist.

Ein Blick auf den Stadtplan genügt, um zu sehen, daß die Altstadt und das Viertel zwischen dem Hafen und dem Friedrich-Wilhelm-Platz gewaltige tote Zonen enthält. Hier stand die Mehrzahl der bis 1945 zerstörten 5255 Gebäude. Heute gibt es in diesen Stadtteilen weite Grünanlagen, die nicht darauf hindeuten, daß hier in absehbarer Zeit mit dem Wiederaufbau begonnen werden soll. Beschämend ist auch, wenn der Wiederaufbau-Beginn an der Nikolai-Kirche eingangs des Buches als positiv hingestellt wird: „Von der Nikolaikirche standen nur vier Mauern und die Pfeiler. Heute sind wir so weit, daß das Dach gemacht wird. Es werden drei Dächer drauf sein, ganz nach dem alten Stil des XVI. Jahrhundert." Die Schäden der Kirche, die ausgebrannt ist, betrafen im wesentlichen die Dachkonstruktion und die Turmverkleidung (von den Brandschäden am Inventar abgesehen). In 14 Jahren polnischer Verwaltung ist nun tatsächlich anhand der neuen Photos des Gotteshauses nicht mehr geschehen, als daß das Dach in dreifacher Spitzform aufgesetzt worden ist. Am Mauerteil des Turmes hat man ebensowenig begonnen wie an einer Eisenkonstruktion, die bis zur Spitze erhalten ist und nur umkleidet werden braucht. Man kann diesen nur teilweise begonnenen Wiederaufbau nun wirklich nicht als eine große Tat hinstellen — zumal wenn man die lange Zeit seit Kriegsende bedenkt. Im übrigen befindet sich in der Umgebung des Gotteshauses ein grauenhaftes Trümmerviertel, aus dem noch nicht einmal alle Ruinen abgetragen worden sind und wo es bisher keinerlei Wiederaufbau gab.

Es sei schließlich zum Bauproblem gesagt, daß es ebenfalls irreführend ist, wenn weder die Zahl von fertiggestellten Häusern oder Wohnungen angegeben wird, sondern wenn man immer nur von Wohnräumen (also einzelnen Zimmern!) spricht. Es fehlt auch die Mitteilung, da in den jetzt durchweg gebauten 2-Zimmerwohnungen jeweils **z w e i** polnische Familien wohnen. Unter deutschen Verhältnissen würde die Stadt mit ihrem jetzt zur Verfügung stehenden Wohnraum höchstens 40 000 Menschen beherbergen. Unter der Voraussetzung, daß — wie bei uns üblich — jede Familie eine eigene Wohnung besitzt. Und schließlich ist der Hinweis in dem Buch auf den Beginn des Baues von Einfamilienhäusern völlig unangebracht. Man vermied es auch, konkrete Zahlen anzugeben. Nun, das war im August in polnischen Zeitungen Danzigs zu lesen: Seit dem letzten Jahr hat man in Elbing mit dem Bau von 11 (elf) Einfamilienhäusern begonnen . . .

Wenden wir uns nun anderen Abschnitten des Kapitels Elbing zu. Über die Schichau-Werft wird an zwei Stellen berichtet. Einmal heißt es: „Schichau wurde total vernichtet. Anfang 1945 haben dort nur etwa hundert Mann gearbeitet. Jetzt arbeiten ein paar tausend Mann. Seit drei Jahren werden dort Turbinen von 25 Megawatt gebaut. Das ist eine ganz neue Produktion. In den Schichau-Werken II werden Preßhammer und Stanzen hergestellt." Und an anderer Stelle heißt es: „In den ehemaligen Schichau-Werken sind cirka 3 600 Arbeiter beschäftigt." Was soll man dazu sagen, daß eine solch einschneidende wirtschaftspolitische und volkswirtschaftliche Veränderung wie die Aufgabe des Schiffsbaues in Elbing überhaupt nicht erwähnt wird? Nachdem die Stadt weitgehend durch die zwei Werftbetriebe geprägt war, hat die polnische Verwaltung — aufgrund einer administrativen Fehlplanung — angeordnet, da Elbing nicht am Meere liege (!), habe dort der Schiffsbau nichts zu suchen. Das war in der ersten Nachkriegszeit. Nie wieder ist diese Fehlentscheidnug revidiert worden. Heute würde der parteilose polnische Schiffahrtsminister Darski viel darum geben, wenn in Elbing Schichau wieder als Werft bestände. Der „Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe" der Ostblockstaaten hat nämlich Polen schon vor einiger Zeit als Schiffslieferanten Nr. 1 deklariert — jede Werft ist heute für Polen bares Geld wert. Doch in Elbing ist die Umwandlung so umfassend geschehen, daß tatsächlich nicht mehr an den Wiederaufbau der beiden Betriebe gedacht werden kann. Beide Schichau-Betriebe gehören der Vergangenheit an. Und hier wurde einstmals der erste deutsche Schrauben-Seedampfer gebaut.

Die Entfremdung Elbings vom Meer bezieht sich auch auf den Hafen. Seine Anlagen werden heute zweckentfremdet oder wurden nicht wieder aufgebaut. Wann jemals hätte man vor dem Kriege von Elbing berichten können, ohne den Hafen zu erwähnen — heute verliert man nicht mehr ein einziges Wort über ihn! Die vertriebenen Elbinger werden am besten wissen, welche Fabriken fehlen, wenn wir im folgenden die Bemerkungen in dem Buch über die heutige Industrie zitieren. Es heißt dort nach dem Hinweis auf Schichau, wo heute Maschinen, Turbinen usw. gebaut werden: „In der neu errichteten Möbelfabrik arbeiten cirka 1 300 Arbeiter und in der Konfektionsfabrik, die nur Frauen beschäftigt, arbeiten cirka 1 800 Personen. In der Werkzeugmaschinenfabrik sind es 850 Arbeiter." Welch Unterschied zur Zeit vor Kriegsende! Kein Wort mehr über die Lokomotiv-, die Auto-, Orgel- und Zigarrenfabriken.

Lediglich in einer Reportage, die die Berichterstatter mit einem Straßenbahn-Kontrolleur Bronislav Malecki veranstalteten, erfährt man noch einige Lokalnotizen über das Schicksal früherer Betriebe. Folgendes Frage- und Antwortspiel sei deshalb widergegeben:



Die Schmiedestraße in Elbing mutet auch heute noch so an, als sei der Krieg und die Vernichtung erst gestern hier aus den Straßen gewichen. Bisher ist in diesem Stadtteil weder mit der Instandsetzung der Straßen noch mit nem Wiederaufbau irgendeines Hauses begonnen worden. Foto: Schneege

Reporter: „Was ist mit der früheren Zigarrenfabrik Lösser-Wolf? Besteht sie noch?"

Malecki: „Lösser-Wolf besteht nicht mehr. Da ist eine Wäschefabrik entstanden, die weit über tausend Frauen beschäftigt. Dasselbe ist mit der großen Holzfabrik. Wo früher die Schmidtwerke — Zementwerke — waren, da ist eine große Möbelfabrik entstanden. Da arbeiten auch ein paar tausend Mann."

Reporter: „Und die Fabrik für Rohrbauplatten bestand die früher schon?"

Malecki: „Nein, die Fabrik ist neu erstanden. Es sind Maschinen aus der Schweiz gekommen und die fertigen uns Rohrbauplatten an. Diese Platten gehen nach dem Ausland."

Reporter: „Als ich gestern durch die Stadt fuhr, habe ich eine große Gärtnerei gesehen. Ist das etwas Neues?"

Malecki: „Die Stadtgärtnerei ist jetzt nach dem Kriege errichtet worden. Unten beim Realgymnasium ist auch eine Stadtgärtnerei entstanden."

Man sieht, wie geschickt der Reporter seine Fragen stellt, um nicht auf die Kernfragen zu kommen: dem Verbleib der ehemaligen Großbetriebe, die den Wohlstand der Stadt gründeten und sicherten. Die in Dutzenden polnischen Zeitungsartikeln der letzten beiden Jahre beschworenen Unzulänglichkeiten Elbings, die in krassem Widerspruch zu dem jetzigen Lobgesang stehen, rühren nicht zuletzt davon her, daß man die Stadt dem Meere entfremdete und die Großbetriebe nicht wiederaufbaute.

Für die vertriebenen Elbinger sei nun noch eine Anzahl von Stichworten genannt, die das heutige Stadtbild betreffen und deshalb interessant sind. In dem Buch wird über bekannte Viertel, Häuser usw folgendes gesagt:

Tannenbergallee: ist bis zur Herrenstraße verlängert worden; erstere heißt jetzt „Aleje Grunwaldzkie", letztere „ulica Janowska"; die Tannenberg-Allee geht jetzt bis über den Fluß;

Brücken: zwei Brücken wurden neu errichtet (die eine führt von der Tannenberg-Allee über den Strom);

Bahnhof: vier Jahre nach Kriegsende repariert;

Post: das Postgebäude am Bahnhof ist zerstört; das polnische Postamt befindet sich an der Ecke der Ziegelscheun-Straße (heute „Teatralna ulica");

Straßenbahn: es werden zwei Strecken befahren; davon wurde eine bis zur Autostraße verlängert; am Theater verläuft die Straßenbahn bis zur neuen Siedlung nach außerhalb;

Verkehr: in der Stadt gibt es eine Omnibuslinie, die bis zum Karl-Freiburgerweg hinausführt (heute „Modlinska ulica");

Elektrizitätswerk: wieder in Betrieb;

Gaswerk: wieder aufgebaut;

Schulen: anstelle der zerstörten Lehranstalten wurden seit 1945 drei neue Schulen erbaut, eine davon befindet sich an der Wolkenstraße („Chmurna ulica"); eine andere ist am Spittelmarkt entstanden („Druska ulica"); und die dritte befindet sich in der Damaschkenstraße („Beniowski ulica");

Kulturhaus: diesen Neubau hat man in der Königsberger Straße errichtet („Armii-Czerwonej ulica");

Warenhaus: es wurde auf dem Grundstück der Schule (rote Schule!) in der Hochstraße errichtet („Pplk. Dabek ulica") eingerichtet;

Hohmannhaus: heute Warendepot (umfassend: Hohmannhaus und Neumann-Fabrik).

Für die vertriebenen Elbinger werden unzählige Fragen offenbleiben, auf die das Buch keine Antwort gibt. Wie es überhaupt kennzeichnend für diese Publikation ist, daß ungeheuer viel fortgelassen wird. Die Taktik des Verschweigens und Außer-acht-Lassens ist charakteristisch für diese Schrift, die vor allem im Ausland Polens angebliche Wiederaufbautaten in unserer Heimat beweisen soll. Da jedoch der Zustand unserer ostdeutschen Städte vor der polnischen Verwaltungsübernahme nicht vergessen ist und belegt werden kann, ist das Buch auch eine Gefahr für die polnische Agitation: trotz Schönfärberei und Verschweigens zeigt es, wie wenig Polen in 14 Jahren in Ostdeutschland geschaffen hat!

Kurzmeldungen aus der Heimat

Nur noch 50 kleine Häuser

Zu den alten Plätzen Ostpreußens, die durch den Krieg schwer getroffen wurden und nun unter der polnischen Verwaltung einen rapiden Schwund durchmachen, gehört auch die Stadt Liebemühl im Kreis Osterode. Die Stadt ist zu einem Dorf geworden. Nur 50 kleine Häuser sind von allen Gebäuden noch übrig. Das Stadtzentrum hat eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Friedhof. Das Bild des Ortes wird allein von der großen gotischen Kirche bestimmt, die stehengeblieben ist.

Schiffe für die Sowjets

Wie aus einer Mitteilung der polnischen Werftdirektion in Danzig hervorgeht, wurden im Verlaufe der letzten zehn Jahre insgesamt 170 Schiffe mit einer Gesamttonnage von annähernd 500 000 BRT im Auftrage der Sowjetunion gebaut bzw. an sowjetische Häfen ausgeliefert. Dieser Produktionsanteil entspricht etwa zwei Dritteln der im gleichen Zeitraum von der Danziger Werft erstellten Tonnage.

Zwanzig Freibäder

In den 1800 Seen des polnisch verwalteten Ostpreußens und in allen Orten der gegenwärtig von etwa 900 000 Einwohnern bewohnten sogen. Wojewodschaft Allenstein sind heute zusammen 20 öffentliche Badeanstalten in Betrieb; hiervon entsprechen nur fünf neuzeitlichen Ansprüchen. In Berichten der polnischen Presse werden das „geringe Interesse der örtlichen Behörden" sowie „chronischer Geldmangel" als Ursache für das völlige Versagen bei der Pflege bzw. der Neueinrichtung von Badeanstalten in Ostpreußen angeführt.

Zu wenig Zollbeamte

Die polnischen Behörden in Danzig werden mit den zahlreichen Schmugglern und Schwarzhändlern nicht mehr fertig. Jedes ausländische Schiff wird von den polnischen „Kaufleuten" regelrecht belagert, um Schwarzhandelsware zu erstehen. Schweizer Uhren, Perlon- und Plastikerzeugnisse sowie Devisen aller Art werden hier gehandelt. Die Polen entschlossen sich nunmehr, weitere 120 Zoll- und Aufsichtsbeamte einzustellen, um eine schärfere Kontrolle durchführen zu können.

Der Enthusiasmus blieb leider aus

Sorgen im Weichselwerder — Ablehnung der „Bauernzirkel"

Von den erheblichen Schwierigkeiten, auf welche die Bemühungen um eine Verbesserung der Landwirtschaft im Weichselwerder gestoßen sind, berichtet das Parteiorgan „Trybuna Ludu" unter der Überschrift: „Im Werder herrscht Sorge."

Man habe angenommen, erklärte ein Parteisekretär aus Tiegenhof dem Berichterstatter der „Trybuna Ludu", daß „Enthusiasmus aufflammen würde, daß wir vorbehaltslos Unterstützung (bei der Verwirklichung der Pläne) finden würden." Aber die Instrukteure seien von ihren Fahrten zurückgekehrt, „als hätten sie im kalten Wasser ein Bad genommen."

Wie aus dem Bericht der Zeitung hervorgeht, sind vor allem die Pläne, durch die Bildung von „Bauern-Zirkeln" die Mechanisierung der Landwirtschaft voranzutreiben, auf lebhafte Ablehnung gestoßen. In den einzelnen Dörfern hätten sich nur vereinzelt Bauern zum Eintritt in einen solchen „Zirkel" bewegen lassen.

Vor allem wird von den Bauern bezweifelt, daß die versprochenen Maschinen tatsächlich eintreffen werden.

Familienzusammenführung nicht abgeschlossen

Alle polnischen Schätzungen um das Mehrfache übertroffen — Bis her kamen 289 035

Im Rahmen der sogenannten Familienzusammenführung sind in den letzten drei Jahren aus den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten bis Ende Mai 1959 insgesamt 289 035 Deutsche in die Deutsche Bundesrepublik umgesiedelt worden. Die Zahl derjenigen Ostdeutschen, die sich nach der deutschen Sowjetzone hatten umsiedeln lassen, ist nicht genau bekannt, da zahlreiche Deutsche die Sowjetzone nur als Durchgangsstation angaben und dann weiter westwärts gingen. Allerdings ist die Zahl der nach der Sowjetzone Umgesiedelten unverhältnismäßig geringer. Insgesamt übertrifft jedoch die Zahl der bisher aus den deutschen Ostgebieten Umgesiedelten um das Mehrfache die Schätzungen, die von polnischer Seite vor der Umsiedlung angestellt wurden. Warschau rechnete damals mit rund 60 000 Deutschen, die sich für die Umsiedlung melden würden, und nicht damit, daß die Familienzusammenführung auch Gebiete erfassen könnte, in denen von Warschau keine Deutschen registriert würden.

Diese nicht registrierten Deutschen meldeten sich vor allem im polnisch verwalteten Teil von Ostpreußen und in Oberschlesien. Auch in Niederschlesien und in Pommern gab es viel mehr aussiedlungswillige Deutsche, als man offiziell angenommen hatte. Heute noch hat das Deutsche Rote Kreuz rund 34 000 unerledigte Rückführungsfälle registriert, die über 100 000 Deutsche angehen. Da die großen Sammeltransporte seit dem 17. Februar dieses Jahres eingestellt sind, können aussiedelnde Deutsche nur noch familienweise oder als Einzelpersonen an der Zonengrenze eintreffen, auch die Kosten der Umsiedlung haben sich bedeutend erhöht. Immerhin treffen auch jetzt noch monatlich im Durchschnitt 2500 bis 2600 Umsiedler aus den deutschen Ostgebieten ein. Die Umsiedlungsaktion wird auf diese Weise jedoch kaum in diesem Jahr abgeschlossen werden können, falls sich Warschau nicht zu einigen „Sondermaßnahmen" entschließt. Bei dem ständigen Bedarf an Fachkräften in der polnischen Industrie und vor allem im Kohlenbergbau ist dies jedoch kaum anzunehmen.

Die übrigen Umsiedlungen von Deutschen aus dem Osten und Südosten (Sowjetunion, Rumänien und Tschechoslowakei) gehen nur sehr schleppend vor sich. Aus der Sowjetunion treffen in diesem Jahr monatlich zwar mehr Deutsche ein, als im Monatsdurchschnitt des Vorjahres mit 460 Personen (die Umsiedlung lief vertragsmäßig an), doch ist bisher nur die Zahl von 6835 Umsiedlern erreicht worden. Auf diese Weise wird es kaum möglich sein, die Umsiedlung bis zum Jahresende abzuschließen. Aus Rumänien treffen monatlich nur 10 bis 15 Einzelreisende ein, die Umsiedlung stockt auch weiterhin und aus Bukarest ist nicht zu erfahren, welche Änderungen Rumänien als maßgebend und ausreichend ansieht. Bei den Rumänien-Deutschen handelt es sich fast ausnahmslos um echte Familienzusammenführungen von Deutschen, die seit dem Kriegsende getrennt sind und vielfach erst in den letzten Jahren feststellen konnten, daß ihre Familienangehörigen noch leben. Auch aus der Tschechoslowakei kommen im Monatsdurchschnitt nur etwa 30 deutsche Aussiedler, obwohl es sich auch da um einige tausend von Aussiedlungsanträgen handelt. In beiden Fällen — Rumänien und Tschechoslowakei — können sich vor allem die unteren Behördeninstanzen nicht zu einer schnelleren Erledigung der Anträge entschließen.

Hauptentschädigung an 80jährige bis zu 50 000 DM

Wie das Bundesausgleichsamt bekanntgab, erfolgt nunmehr die Auszahlung der Hauptentschädigung aus dem Lastenausgleich an Anspruchsberechtigte, welche jeweils im Jahr das 80. Lebensjahr vollenden, bis zu einer Höhe von 50 000 DM. Bislang wurden die Beträge bis zu einer Höhe von 5000 DM an diejenigen Anspruchsberechtigten ausgezahlt, die am 31. Dezember 1958 das 65. Lebensjahr vollendet hatten.

Durch das 11. Änderungsgesetz zum Lastenausgleichsgesetz, das am 2. August 1959 in Kraft trat, ist außerdem die Auszahlung von „Mindesterfüllungsbeträgen" an solche Berechtigte möglich geworden, die bisher wegen des Bezugs von Unterhaltshilfe oder Entschädigungsrente eine Kapitalauszahlung der Hauptentschädigung erhalten konnten.

Vertriebenensiedlung bei Salzburg

Eine neue Siedlung für Vertriebene entsteht in Taxham bei Salzburg. Dort sollen vor allem die „Neu-Österreicher" ein menschenwürdiges Obdach finden, die bisher in Barackenlagern hausen mußten. Die Siedlung ist in Form einer „Satellitenstadt" für Salzburg geplant und soll nach endgültiger Fertigstellung zehntausend Menschen beherbergen, in erster Linie Heimatvertriebene und Flüchtlinge, die nach 1945 die österreichische Staatsbürgerschaft erhalten haben. Das Projekt, dessen erster großer Wohnblock bereits fertiggestellt wurde, hat die Bezeichnung „Heimat Österreich" erhalten.

Neue Zollbestimmungen

Um Spekulationen und Schwarzmarktgeschäfte mit ausländischen Erzeugnissen zu unterbinden, hat die polnische Regierung für Touristen und alle sonstigen Reisende neue Zollbestimmungen erlassen, die Anfang Juni in Kraft getreten sind. Danach dürfen alle nach Polen einreisenden Personen neben den für den persönlichen Bedarf bestimmten Gegenständen nur Erzeugnisse mit einem Zollwert bis zu 1500 Zloty — etwa 1580 DM — zollfrei mitnehmen. Zollfrei sind für jeden Reisenden ein Foto- oder Filmapparat, sechs Kilogramm Nahrungsmittel. zwei Liter Spirituosen, 200 Zigaretten oder 50 Zigarren oder 250 Gramm Tabak.

50 Jahre Mutterhaus Bethanien

Das Diakonissen-Mutterhaus Bethanien, das, aus Lötzen in Ostpreußen vertrieben, nach dem Kriege in Quakenbrück eine neue Heimstatt gefunden hat, kann in diesem Jahr auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken. Im Mai 1909 wurde in Lötzen der Grundstein für das Mutterhaus Bethanien gelegt. Am 3. Oktober 1910 war der Bau vollendet und konnte seiner Bestimmung übergeben werden. Er umfaßt das Mutterhaus und ein dazu gehöriges Krankenhaus.

Die eigentliche Jubiläumsfeier soll im Oktober nächsten Jahres begangen werden. Aber das Diakon-Mutterhaus, dessen Schwestern heute nicht nur in denKirchengemeinden und Krankenhäusern im Bereich der hannoverschen Landeskirche, sondern weit darüber hinaus arbeiten, betrachtet den ganzen Zeitabschnitt, in dem vor 50 Jahren an dem Aufbau des Bethanien-Werkes gearbeitet wurde, als Jubiläumsjahr, und der große Freundeskreis von Bethanien ist gebeten, das Werk mit Gebet und Grußwort, mit Rat und Tat in diesem Jahr in besonderer Weise mitzutragen.

Ein Grundbuch aus zweiter Hand

Viele Kriegsgeschädigte wissen nichts vom „Archiv für Grundbesitz"

Bei Heimatvertriebenen und Sowjetzonenflüchtlingen ist noch zu wenig bekannt, daß es ein „Archiv für Grundbesitz" gibt. Die örtlichen Landsmannschaften weisen darauf hin, daß alle Heimatvertriebenen und Flüchtlinge, die Grundbesitz hatten, heutzutage jederzeit den Beweis ihres früheren und durch den letzten Krieg verlorenen Eigentums mit Hilfe des „Archivs" erbringen können. Daher sollte sich jeder die Anschrift des „Archivs für Grundbesitz", Bad Ems, Römerstraße 40, gut merken.

Für jede größere Stadt und jeden Landkreis in den Ostgebieten und in Mitteldeutschland wurde dort nach dem Stande von 1933 ein Register, eine Art „Ersatzgrundbuch" eingerichtet, das nach Orten unterteilt ist und in dem die von den Antragstellern gemachten Angaben über die einzelnen Grundstücke und Rechte an Grundstücken mit den Vermerken über vorgelegte Dokumente nach sorgfältiger Prüfung festgehalten werden.

Das „Archiv für Grundbesitz" wird nur auf Antrag der einzelnen Geschädigten tätig. Die erforderlichen Angaben werden an Hand eines Fragebogens gemacht. Dieser ist so gehalten, daß auch weniger erfahrene Geschädigte in der Lage sind, aus ihrem Gedächtnis oder auf Grund von Unterlagen die notwendigen Angaben zu machen. Vorhandene Dokumente müssen dem Fragebogen beigefügt und dann durch Einschreiben an das „Archiv für Grundbesitz" gesandt werden.

Häufig werden amtliche Urkunden über den früheren Besitz nicht mehr vorhanden sein. In diesen Fällen müssen Zeugen nahmhaft gemacht werden, die die Angaben des Geschädigten bestätigen können. Wenn sich die Angaben nicht durch Beweisdokumente erhärten lassen, veranlaßt das „Archiv für Grundbesitz" eine gerichtliche Vernehmung der Zeugen. Erst wenn die Angaben des Antragstellers überprüft worden sind, erfolgt die Eintragung in das „Ersatzgrundbuch". Die Originalurkunden werden dem Geschädigten zurückgesandt.

Außer der Registrierung von Grundstücksrechten sowie Rechten an Grundstücken sind vom Archiv nunmehr auch Verluste von Apothekenkonzessionen, Schürfrechten, Wasserrechten und dergleichen hinzugenommen worden. Die Registrierungen stellen in erster Linie eine Hilfe für den einzelnen Geschädigten dar.

Die Eintragungen der noch im Gedächtnis haftenden oder durch Urkunden belegten Grundstücke, ihrer Größe, ihres Wertes, der Rechte an Grundstücken oder sonstiger Vermögensobjekte sowie die Sicherung der Beweismittel durch das „Archiv für Grundbesitz" werden den einzelnen Geschädigten nach der Wiedervereinigung die Geltendmachung der zivilrechtlichen Ansprüche auf Rückgabe des Eigentums, aber auch das Recht auf Schadensersatzansprüche erleichtern.

Helfer — Ratgeber — Wegweiser

Panse / v. Wietersheim: BUNDESGESETZE UND LEISTUNGEN FÜR DIE DURCH KRIEG UND KRIEGSFOLGEN GESCHÄDIGTEN. Deutscher Fachschriften-Verlag, Braun & Co., Mainz-Gonsenheim. Hrgg. v. Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegssachgeschädigte. Loseblattausgabe mit 32 Kapiteln, Gesetz- und Stichwortverzeichnis. 260 S., DM 15,—.

Der „Katalog" will Klarheit verschaffen über die Personenkreise aller durch den Krieg und seine Folgen Geschädigten sowie über den Zeitpunkt und den Umfang der Maßnahmen, die von der Bundesregierung für sie getroffen worden sind. Der Katalog faßt die einschlägigen Bundesgesetze sowie die daraus resultierenden Leistungen und finanziellen Aufwendungen in gedrängter, systematisch geordneter Form zusammen. Aus der Fülle des Stoffes seien hier nur vier Kapitel hervorgehoben: „Lastenausgleich", „Wohnungsversorgung", „Fürsorgewesen" und „Kriegsfolgenhilfe". In dem Kapitel „Jugendförderung" sind die vielfältigen Vorschriften über Ausbildungsbeihilfen und die sonstigen Förderungsmaßnahmen für jugendliche Geschädigte übersichtlich zusammengestellt.

Ein ausführliches Gesetzverzeichnis macht den „Katalog" gleichzeitig zu einer Fundstellenquelle für die große Zahl der einschlägigen Bundesgesetze und ihrer Durchführungsverordnungen. Die Benutzung des Katalogs wird durch ein umfangreiches Stichwortverzeichnis erleichtert. Der Katalog dient allen Behörden und Gerichten, Verbänden und Organisationen, Rechtsanwälten und Privatpersonen, die den Geschädigten mit Rat und Hilfe zur Seite stehen, als wertvolles Handbuch für die in Betracht kommenden Möglichkeiten. Als Loseblattausgabe wird der Katalog von Zeit zu Zeit durch Ergänzungslieferungen auf den laufenden Stand gebracht.

Hockermann/Natz: BEVORZUGTE ERFÜLLUNG DER HAUPTENTSCHÄDIGUNG, INSBESONDERE DURCH VERRENTUNG (Natzplan). Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen. VIII/180 S., kart. DM 2,80.

Die bevorzugte Erfüllung der Hauptentschädigung nach dem Lastenausgleichsgesetz ermöglicht es einem Kreis der Anspruchsberechtigten, über den Anspruch in gewissem Umfang vorzeitig verfügen zu können. Für die Hauptentschädigungsberechtigten ist es daher wichtig zu wissen, wer dazu berechtigt ist und in welchem Umfang das Verfügen erfolgen kann. Diese Kenntnisse zu vermitteln, ist Aufgabe dieser Broschüre. Die bevorzugte Erfüllung erfaßt nicht nur das Rechtsgebiet des Lastenausgleichs, sondern auch jene der sozialen Rentenversicherung, des Wohnungsbaues, der Bausparverträge, der Lebensversicherungen, der Steuern usw. Hierauf mußte in der Broschüre — evtl. durch erläuternde Beispiele — hingewiesen werden, weil nur so das für den einzelnen Günstigste gefunden werden kann.

Der Umfang und die Vielgestaltigkeit der betreffenden Rechts- und Verfahrensvorschriften erschweren die Beratung der Berechtigten. Die Zusammenstellung dieser Vorschriften entspricht einem vielfach geäußerten Wunsch von Beratern und Bearbeitern in Lastenausgleichsangelegenheiten. Ihnen soll die Broschüre gutes Handwerkszeug sein. Ganz besonders gilt das für jene, die sich nunmehr im Bereich der Lebensversicherungen usw. erstmalig beruflich mit diesen Fragen befassen müssen. Die Broschüre soll sie in den Stand versetzen, gute Auskünfte und Ratschläge erteilen zu können.

Fritz Wübbenhorst: UND WOHER DAS GELD ZUM BAUEN — KAUFEN? Ein Wegweiser und Ratgeber für alle Bauwilligen. 25. erweiterte und ergänzte Auflage. Selbstverlag des Herausgebers: Fritz Wübbenhorst, öffentl. best. u. vereid. Sachverständiger, Oldenburg i. O., Lange Str. 7. 160 S., Stand vom 1. 8. 1959, brosch., DM 4,50.

Wir weisen gern zum wiederholten Male auf diese interessante Broschüre hin, die vor allem für alle Bauwilligen und Wohnungsuchenden einen unentbehrlichen Ratgeber darstellt. Die Jubiläumsauflage (25.) ist erneut wesentlich ergänzt und erweitert und auf den neuesten Stand gebracht. Von einem erfahrenen Praktiker für die Praxis geschrieben, ist der umfangreiche Stoff klar und übersichtlich dargestellt. Wir sind überzeugt, daß diese Schrift allen gute Dienste leisten wird, zumal das Zweite Wohnungsbaugesetz und die neuesten Förderungsbestimmungen des Sozialen Wohnungsbaues in besonderen Kapiteln eingehend behandelt sind.

Dr. H. Orthaus: DAS EIGENE HAUS. Kein Wunsch — sondern Wirklichkeit. Ein Leitfaden für Bauherren mit den neuesten Finanzierungsvorschriften. Verlag Adalbert Schweiger, Düren. 77 S., brosch. DM 5,80.

Ein leicht verständlicher, neuer Ratgeber berücksichtigt alles Wissenswerte: Grundstück, Planung des Hauses, Finanzierung, Beantragung der Finanzierungsmittel, Belastung, Vergünstigungen für Selbständige, für Arbeitnehmer, für kinderreiche Familien, fr junge Familien, für Lastenausgleichsberechtigte und viele andere, Grundsteuervergünstigung, Abschreibung u. a. m. werden ausführlich behandelt. Auch die zahlreichen neuen Finanzierungsmöglichkeiten sind erstmalig berücksichtigt. Jedem, der bauen will oder sich mit Baufragen beschäftigt, ist diese Broschüre von Dr. H. Orthaus dringend zu empfehlen.

DEUTSCH-RUSSISCHE NACHBARSCHAFT? Referate des vierten Barsinghausener Gespräches vom 6. bis 8. März 1959. Hrgg. vom Arbeitskreis für Ostfragen, Hannover. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 90 S., brosch., DM 3,50.

In der begrüßenswerten Reihe der Barsinghausener Gespräche erschien soeben die Zusammenfassung des vierten Gesprächs mit der Fragestellung „Deutsch-russische Nachbarschaft?". Sie enthält die Referate: „Deutsch-russische Nachbarschaft bis zur russischen Revolution" von Hans v. Rimscha, „Wandlungen des deutschen Rußlandbildes" von Georg v. Rauch, „Der Bolschewismus als Phänomen der russischen Geschichte" von Harald v. Rautenfeld, „Möglichkeiten deutsch-russischer Nachbarschaft" von Johannes F. Barnick sowie eine Zusammenfassung aller Tagungsbeiträge, sowohl jene der Referenten als auch die der Diskussionsgruppen, von Werner Petersmann.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Wer Freude an Abenteuergeschichten hat, dem kann ich heute mit ein paar erstklassigen Tips dienen. Zunächst möchte ich ihn auf zwei neuere Werke Fritz Steubens hinweisen, eines gebürtigen Westpreußen, der schon vor Jahren mit seiner inzwischen berühmt gewordenen Tecumseh-Reihe einen ganz neuen Typ von Indianerbüchern geschaffen hat: Alles, was er darin erzählt, beruht nämlich auf absolut sicheren Berichten von Zeitgenossen und Augenzeugen. So wie Fritz Steuben sie schildert, haben die Rothäute Nordamerikas und die weißen Waldläufer tatsächlich gelebt, gedacht und gehandelt; und selbst die unerhörtesten Begebenheiten, an denen in seinen Büchern wahrlich kein Mangel herrscht, haben sich in Wirklichkeit so und nicht anders zugetragen, wie Steuben sie darstellt.

Das ist ein sehr wesentlicher Punkt, in dem seine Bücher sich von den meisten anderen Indianergeschichten wohltuend unterscheiden. Hinzu kommt, daß der Verfasser es meisterhaft versteht, alles das, was er sich in mühsamer Erforschungsarbeit an Wissen über Welt und Leben der Indianer und ihre weißen Gegenspieler erworben hat, ungemein anschaulich und spannend wiederzugeben. Diesen Doppelvorzug, bei größtmöglicher Tatsachentreue hinreißend geschrieben zu sein, haben auch die beiden eingangs erwähnten Werke, in denen Steuben seinen Lesern das Leben des Mannes vor Augen führt, der zur Zeit Ludwigs XIV. als erster Weißer die großen kanadischen Seen erforscht, den Mississippi in seiner ganzen Länge befahren und das gesamte Stromgebiet dieses „Vaters der Ströme" für sein Heimatland Frankreich in Besitz genommen hat. Möchtet Ihr nicht auch mit Sieur Robert de La Salle, einem der kühnsten Pioniere in Nordamerika, und seinen Gefährten Bekanntschaft machen? Eine wohl einmalige Gelegenheit dazu bietet sich Euch in den Büchern:

> Fritz Steuben: **„Mississippi-Saga. Sieur de La Salle — Entdecker, Eroberer, Edelmann" und „Tragödie am Mississippi. Das ungeheure Wagnis des Robert de La Salle".** 320 bzw. 312 Seiten m. vielen Kartenskizzen. Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart. Jeder Band Ganzleinen DM 9,80.

Vielleicht kennen einige von Euch bereits die Londoner Ermittlungsgesellschaft „Ubique Terrarum", jene geheimnisvolle Organisation, deren Mitglieder überall dort auf den Plan treten, wo es gilt, schwierige Erkundungsaufträge durchzuführen, verschollene Menschen zu suchen, dunklen Ehrenmännern das Handwerk zu legen. Die Abenteuer eines Teams dieser mit den modernsten Hilfsmitteln und Methoden arbeitenden Gesellschaft, die ganz und gar nicht alltäglichen Erlebnisse von sechs unerschrokkenen Männern, die heute mit der gleichen Selbstverständlichkeit im malaiischen Dschungel operieren wie sie morgen einem Spezialauftrag an der mexikanischen Grenze nachgehen, hat Herbert Kranz in seinen neun bisherigen Kranz-Bänden beschrieben. Der kürzlich erschienene zehnte Band schließt die Serie dieser ebenso interessanten wie spannenden Abenteuerbücher ab — leider! wie die vielen Freunde der Gesellschaft „Ubique Terrarum" sagen werden. Diesmal verschlägt es die sechs Unentwegten nach Südfrankreich, in die brodelnde Hafenstadt Marseille und ihre Umgebung, wo sie verzweifelt nach dem verschwundenen Marcel Gormot fahnden, einem rätselhaften Mann, der sich vor aller Welt verbirgt, obgleich ein riesiges Vermögen auf ihn wartet. Versucht es mal mit diesem zehnten und (vorläufig?) letzten Kranz-Band! Ich bin zwar kein Prophet, aber in diesem Fall möchte ich fast darauf wetten, daß Ihr Euch sehr bald auch die früheren Bände besorgen werdet. Also:

> Herbert Kranz: **„Das Zeichen der Schlange. Abenteuer in Marseille und am Mittelmeer."** Oktav, 216 Seiten. Verlag Herder Freiburg. Ganzleinen DM 6,20.

In das von Krieg und Unruhen heimgesuchte China von 1941 führt das unlängst in deutscher Übersetzung erschienene Buch der Engländerin Elisabeth F. Lewis „Schanghai 41". Tausende und aber Tausende von Flüchtlingen suchen vor dem Zugriff der Japaner Schutz im Internationalen Settlement dieser selbst schon vom Untergang gezeichneten Stadt. Mit dem Flüchtlingsstrom wird auch Jen, der halbwüchsige Sohn eines Gelehrten aus Nanking, nach Schanghai geschwemmt. Dort schließt er sich mit ein paar gleichaltrigen Jungen zusammen, die genauso wie er jede Verbindung mit ihren Angehörigen verloren haben. Mit kleinen Gelegenheitsarbeiten, Betteln und Stehlen halten sie sich mühsam über Wasser, und Jen als ihr Anführer sorgt dafür, daß sie trotz allem so anständig bleiben wie nur irgend möglich. Was er und seine Freunde durchmachen, wie sie ihr Schicksal nach Kräften meistern, und wie schließlich wenigstens ein Teil von ihnen wieder festen Boden unter die Füße bekommt: davon berichtet die englische Autorin, die selbst lange Jahre in China zugebracht hat, in ihrem außerordentlich packenden Buch:

> Elisabeth F. Lewis: **„Schanghai 41. Die Abenteuer der ungleichen Brüder."** 220 Seiten. Herder Verlag Freiburg. Halbleinen DM 7,80.

So gut wie unbekannt ist bei uns zulande die Geschichte der Eroberung Sibiriens durch die Russen, eines Unternehmens, das an Kühnheit und Abenteuerlichkeit der Erschließung der amerikanischen Wildnis um nichts nachsteht. Konrad Seiffert, ein bewährter Jugendschriftsteller, hat es unternommen, die entscheidenden Jahrzehnte des russischen Vorstoßes über den Ural an Hand gesicherter Unterlagen darzustellen, insbesondere den verwegenen Zug des Kosakenführers Jermak, der vor ungefähr 400 Jahren an der Spitze eines geradezu lächerlich kleinen Expeditionsheeres die Unterwerfung Sibiriens unter die Gewalt des Zaren eingeleitet hat. Das Zusammentreffen mit kriegerischen Tatarenstämmen, tollkühne Flußfahrten, der Kampf gegen die Urgewalten einer noch ungebändigten Natur, tausenderlei Gefahren und Schwierigkeiten, auch in den eigenen Reihen, die es zu überwinden gilt — das alles liest sich so unerhört spannend, daß man es zunächst gar nicht merkt, wie einem hier eine längst fällig gewesene Lektion in osteuropäischer Geschichte erteilt wird. Auch dies ein Grund, weshalb ich den Älteren unter Euch raten möchte, sich gerade mit diesem Buch etwas eingehender zu beschäftigen:

> Konrad Seiffert: **„Zobel für den Zaren."** 156 Seiten. Schwabenverlag Stuttgart. Ganzleinen DM 4,80.

So, meine lieben Leseratten, das wär's für heute! Ich wünsche Euch in den nächsten Wochen und Monaten recht viel Muße zum Lesen und bleibe für diesmal mit einem herzlichen Gruß

Euer Otfried Preußler.

Wo kommt der Ausdruck her?



Da trifft man Hinz und Kunz ...

Das heißt, da wirst du mit allerlei namenlosem Gesindel zusammentreffen, mit Leuten ohne Namen und Geltung. Die Hinz und die Kunz, das sind eben die Leute, deren Namen tausendfältig wiederkehren, die ohne Besonderheit sind und die Masse repräsentieren. Ist es heute ein Zufall, ein Hinz oder ein Kunz zu sein, so drückte sich früher die Zugehörigkeit zu einem Beruf oder eine Charaktereigenschaft mit dem eigenen Namen aus. Hinz soll aus Heinrich, Kunz aus Konrad hervorgegangen sein. Das waren nun freilich Namen königlichen Ursprungs, und sie abschätzig zu gebrauchen, konnte als irrige Abwertung erst im Laufe vieler Jahre geschehen.



Die Kogge

Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 10 Oktober 1959

Adalbert Stifter

Ansturm der Zeit

Gebe Gott, daß man anfange einzusehen, daß nur Rat und Mäßigung zum Baue führen kann; denn bauen, nicht stets einreißen, tut not. Jeder Mißstand, jedes Übel ... wird nur durch das gesänftigte edle, ruhige aber allseitig beleuchtende Wort gut — durch dieses wird es aber ganz gewiß gut — und das Wort, diesen „sanften Ölzweig", so heiß ersehnt, endlich errungen, gebrauchen wir jetzt so selten recht; oft wird es eine Zündfackel, oft wird es kurz beiseite geschoben und die Gewalt gebraucht, die nur noch mehr verwirrt, die Gemüter von jeder Seite mißtrauischer macht, Verzagtheit, Ohnmacht, Zügellosigkeit, Despotie und Reaktion hervorruft, und in vielen Fällen nicht einmal die gewünschte Feuchte, sondern oft die Mißfrucht erzeugt ... Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit.

*

Darum ist die Freiheit allein der Probestein der Charaktere, und sie macht auch allein die großen Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verleugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich; denn sonst kann es als Gebundensein, nicht als Selbstbestimmung vorliegen.

*

Was uns durch das ganze deutsche Land not tut, ist Charakter; ich glaube, daß felsenfeste Ehrenhaftigkeit (die mögen wohl sehr viele haben) und felsenfeste Gründlichkeit (die mögen wenige haben) jetzt mehr und nachhaltiger wirken würden als Gelehrsamkeit und Kenntnisse. Was aber den allergrößten Schaden bringt, sind die unreifen Politiker, die in Träumen, Deklamationen und Phantasien herumirren und doch so drängen, daß nur das Ihrige geschehe. Könnte jeder, der die Sache nicht versteht, dies nur auch mit solcher Gewißheit wissen, wie daß er keine Uhr machen kann, und würde er auch mit so viel Bescheidenheit begabt sein, das, was er nicht kann, auch nicht machen zu wollen — so wäre uns fast aus aller Verlegenheit geholfen. Ich halte das Frankfurter Werk für ungeheuer

(Fortsetzung auf Seite 2)

Herbst

Von Gottfried Keller

Wie nun alles stirbt und endet
und das letzte Lindenblatt
müd sich an die Erde wendet
in die warme Ruhestatt,
so auch unser Tun und Lassen,
was uns zügellos erregt,
unser Lieben, unser Hassen,
sei zum welken Laub gelegt.

Reiner, weißer Schnee, o schneie,
decke beide Gräber zu,
daß die Seele uns gedeihe
still und kühl in Wintersruh!
Bald kommt jene Frühlingswende,
die allein die Liebe weckt,
wo der Haß umsonst die Hände
dräuend aus dem Grabe streckt.

Fridolin Aichner

Wie ich meine ersten Kartoffeln verdiente

Ich weiß nicht, ob diese Seiten im Tagebuch meiner Bubenseele nur dadurch von so feinem Glanze sind, weil sie aus dem Tal einer goldenen Kindheit berichten, oder darum, weil sich die Füchse in jenen Wäldern wirklich „Gute Nacht" sagten und die Gänseblümchen mitten auf den Steigen blühten, als hätte noch nie einer seinen Fuß darauf gesetzt. Selbst die Unbilden einer Lungenentzündung die der Hausarzt im Frühling, da die Wege wieder gangbar wurden, als drei Monate vordem glücklich überstanden registrierte, sind mit den gleichen fröhlichen Lettern verzeichnet wie die Erinnerung an Weihnachtsgebäck, Kirschenpflücken, Kartoffelfeuer und das Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen, das mein Vater mit unendlicher Geduld auch bei der hundertachzigsten Nacherzählung mit immer neuen Spannungen zu beleben wußte.

Nur einmal habe ich diesen guten Vater nicht verstanden. Nun ruht er schon lange unter der Erde, und immer noch ist jene Seite in dem Tagebuch meines Waldtales verdüstert. Das war damals, als ich die ersten Kartoffeln verdiente.

Es war im Herbst. Vom Hang her zogen die würzigen Schwaden der ersten Kartoffelfeuer zu Tale. Sie warben vor meinem offenen Fenster, an dem der Flügel stand, ein riesiges Erbstück von meiner seligen Urgroßmutter her, vor dem ich täglich saß wie der Bootsmann auf hoher See, dem die Ruder gebrochen sind.

Und nun der Duft vom Hang! Die zierlichen Notenköpfe wuchsen allesamt zu Kartoffeln, ich sah sie vom Feuer umschwelt, blauer Rauch umkräuselte das vergilbte Blatt. Ich rieb mir die Augen und spielte zum drittenmal den gleichen Fehler. Der Vater, ein vom Beruf her in Geduld geübter Mann, gab endlich auf und entließ mich zehn Minuten vor der Zeit.

„Darf ich ins Dorf?" würgte ich hervor. Nach einer ausgedehnten Erörterung über das Fehlen einer moralischen Berechtigung, bei solch miserablen Fortschritten das Haus zu verlassen, zog er am Ende dennoch die silberne Uhr aus der Westentasche, sah unmäßig lange darauf und entschieg sich schließlich, mich bis vier Uhr meinen Wegen zu überlassen.

Auf dem Weg hinter dem Haus zog Karl, der Nachbarsbub, mit Minka, seiner braungescheckten Ziege, vorbei. Mit der Linken schleifte er eine Kartoffelhacke hinterher, die eine gewundene Spur und ein winziges gelbes Staubwölkchen hinterließ, mit der Rechten hielt er die Schnur, die über seine Schulter lief und an deren Ende Minka, die braungescheckte Ziege hing.

„Wo willst denn hin?" fragte ich Karl, als hätte meine Frage nicht das Geringste zu bedeuten.

„Komm mit", sagte Karl statt einer Beantwortung meiner Frage und hob seine Haue in die Luft.

„Kartoffel graben?" fragte ich ein wenig enttäuscht. Was tut man mit Minka, der Ziege, auf dem Kartoffelfeld? Aber Karl entwickelte einen teuflischen Plan. Minka sollte auf einem Randwieslein angepflockt werden. Auf dem Kartoffelacker aber sollte ein Feuer geschürt werden.



Auf dem benachbarten Stoppelfeld, auf dem es in jenem Jahr einen gesegneten Bestand an Mäusen gab, wollte er Nester ausgraben und die Beute, wenn möglich lebendig, im Kartoffelfeuer schmoren.

Er kriegt sie nicht lebendig, dachte ich, und tote Mäuse schmoren zu sehen, ist auch ganz schön. Das Unternehmen schien mir durchaus moralisch; denn mein Vater hatte in der Schule gesagt, die Mäuse auf den Feldern seien der Ernte Tod. Also ging ich mit.

Auf dem Felde kam es anders. Kaum war Minka angepflockt, wurde Karl zu seinem Vater beordert, der mit der gesamten Hausgefolgschaft auf dem Kartoffelacker zugange war. Karl mußte seine Hacke holen, die bereits auf dem mäuseträchtigen Stoppelfelde lag, erhielt zwei Furchen zwischen Knecht und Mägden zugeteilt und mußte mittun wie ein Großer.

Ich trotte hinterher, trug wohl einmal ein bißchen Kraut auf den Haufen und kam mir wie ein Enterbter vor. „Magst kein Feuer machen?" fragte der Bauer und schob seinen grasgrünen Strohhut ins Genick.

Ich schüttelte den Kopf. Ich war mit einemmal richtig traurig geworden, nicht wegen der Mäuse, nein, an die dachte ich jetzt nicht einmal. Wenn alle anderen richtige Arbeit taten, schrumpfte selbst ein zünftiges Kartoffelfeuer zu einem Häuflein Lächerlichkeit zusammen.

„Komm halt her", sagte der Bauer, der meine Not erriet. Er holte eine richtige Hacke vom Wagen, zog auch einen langen Sack hervor und führte mich an eine neue Furche heran.

„Da, fang an! Mußt sie selber raufen und selber graben und selber in den Sack tun. Wenn du fleißig bist, kriegst sie noch durch bis zum Abend, und dann gehört der ganze Sack dir."

Das war ein Wort! Ich machte mich mit Feuereifer an die Arbeit. Bald brannten meine Hände, Blasen wuchsen und öffneten sich, und der Rücken wurde krumm. Die Stunde verflog und die nächste dazu. Raufen — hacken — klauben, raufen — hacken — klauben, und immer wieder von neuem. Der Vater? O der wird sich freuen, wenn ich den dicken Sack nach Hause bringe mit den vielen schönen Kartoffeln darin!

Als das Glöcklein von der Kapelle her den Feierabend ankündigte, saß ich auf dem höchsten Kartoffelsack, der doch der meine war, stolz wie ein Held, und merkte nicht mehr, wie die Hände brannten.

An unserer Hintertür wurde abgeladen. Ich dankte schön und kam mir dabei vor wie die Großen, die ihre Kartoffeln selber verdienen. Dann kam mein Vater. Er zog seine silberne Taschenuhr und sah mich wortlos an. In solch einem Blick erfrieren Erkältungen, und wären sie von erklecklichstem Gewicht. Dann zog er einen Rohrstock hinter dem Rücken hervor.

Es war das einzige Mal, daß ich ihn wirklich zu spüren bekam. Es tat entsetzlich weh. Nicht die Hiebe, das Unrecht, das ich, wie ich vermeinte, mit jedem Schlage ertrug.

So habe ich meine ersten Kartoffeln unter Tränen verdient, und so ist es auch geblieben

Aus Fridolin Aichner: UND DIE WELT WAR VOLLER WUNDER. Geschichten um eine Kindheit. Eichland-Verlag, Göttingen. (96 S., kart., DM 3,80)

(Fortsetzung von Seite 1)

schwer. Möge Gott seinen Segen geben, und möge er ihn auch unserer jungen Versammlung verleihen, die jetzt in Wiens Mauern zusammentritt.

Verzeihe, daß ich immer von Staatsdingen schreibe und nicht von Dir und mir, aber jene sind ja wichtiger als wir beide.

*

Wie unerfahren oder ungeschickt ich in Staatsdingen sein mag, so liegt mir doch das Vaterland so in dem Sinne und in der Brust, daß ich oft in tiefer Nacht sinnend im Bette liege und grüble, ob so oder so oder so zu helfen wäre. Freilich ist das Ungeschick in Staatssachen an so vielen Schreiern noch himmelweit größer als das meine. Wann werden sie endlich einmal zuhörerlos sein? Aber sie werden es gewiß.

Ich glaube, daß wir einen Funken jenes ewigen Lichts in uns tragen, das im Grunde des Seins leuchten muß und welches unsere schwachen Sinne nur von ferne ahnen können. Diesen Funken in uns zur Flamme werden zu lassen und das Göttliche in uns zu verwirklichen ist unsere höchste Pflicht.

Johann Wolfgang von Goethe

JOHANNES TROJAN (1898)

WEICHSELFAHRT

ZWISCHEN OSTSEE UND RUSSISCHER GRENZE

(1. Fortsetzung)

Aus der Stadt führen verschiedene Tore zur Weichsel hinaus, darunter das ansehnliche Brückentor, das wenigstens auf der Wasserseite seine alte Gestalt behalten hat. Von der alten Stadtmauer ist noch viel Mauerwerk übrig, auf dem strauchartig hoher Beifuß sich angesiedelt hat. Auch eine Anzahl verfallener Türme, die zur Stadtmauer gehörten, ist noch übrig geblieben. Unter diesen fällt am meisten der „Krumme Turm" auf, der nach der einen Seite sich derart hinüberneigt, daß die Abweichung von der Vertikalen fünf Fuß beträgt. Die „Krumheit" dieses Turmes ist wohl weniger einem mutwilligen Einfall seines Erbauers zuzuschreiben als vielmehr dem Umstand, daß er auf der einen Seite nachgiebigen Boden gefunden hat und darin eingesunken ist.

An Giebelhäusern aus alter Zeit besitzt Thorn nicht sehr viele, aber doch einige recht hübsche und auch hübsche gotische Speicher. Es gibt in Thorn nur wenige neue Häuser, die in altem Stil aufgeführt sind, und das ist in meinen Augen eigentlich ein Vorteil. Danzig hat sehr viele solcher Häuser, und ich kann mir nicht helfen, sie stören mich. Es kann ja anders sein, als daß sie, den Anforderungen der Neuzeit entsprechend, sehr viel großartiger als die Wohnhäuser der alten Zeit gebaut sind. Diese mit ihren bescheidenen Massen können gegen sie gar nicht aufkommen, sie werden erdrückt von ihnen. Aber auch die neuen Bauten im alten Stil kommen nicht ganz gut weg, wenn sie mit ihren bescheidenen Nachbarinnen aus alten Tagen verglichen werden. Sie haben etwas Protziges und erscheinen, so richtig auch alles an ihnen ist, ein ganz klein bißchen unecht.

Thorn ist eine hübsche Stadt und so freundlich gelegen, daß es ein Vergnügen sein muß, dort zu wohnen. Seinem Ruhm als Ursprungsstätte der besten Pfefferkuchen — es gibt meiner Ansicht nach überhaupt keine Pfefferkuchen außer den Thornern — hat es bis heute bewahrt. Ich sah in der Stadt nicht viel von dieser Leckerware, das mochte aber wohl daher kommen, daß die Pfefferkuchenbäcker ihre Vorräte eingepackt hatten, um damit nach Danzig auf den Dominiksmarkt zu fahren. Da stand denn auch eine Thorner Pfefferkuchenbude neben der anderen, und man sah Exemplare, an denen eine kleine Familie mindestens eine Woche lang knabbern konnte.

Als Pfefferkuchenstadt also ist Thorn groß geblieben, dagegen hat es den Ruf eingebüßt, auch im Weinbau Bedeutendes zu leisten. Es waren aber in der Ordenszeit alle Hügel bei Thorn mit Reben bepflanzt, die, wie von gewissenhaften Geschichtsschreibern berichtet wird, einen über alle Maßen guten Wein lieferten.

So wird erzählt: Als Herzog Rudolf von Bayern 1363 vom Hochmeister zu Marienburg bewirtet wurde, trank er aus einem goldenen Pokale Thorner Wein und soll ausgerufen haben: „Langt mir noch einmal den Becher her! Der Trank ist echtes Öl, davon einem die Schnauze klebt."

Nun, auch um Danzig wurde früher ein Wein gebaut, den die Könige von Polen mit Vorliebe tranken, und wie großartig ist einmal Berlins Weinbau gewesen! Ja, vor einigen Jahren noch habe ich Wein getrunken, der in Berlin gewachsen und gekeltert war, aber freilich die Schnauze — nein, ich will mich feiner ausdrücken als der Herzog Rudolf von Bayern — das Herz wurde mir nicht davon erfreut.

So viel von Thorn! Am Morgen des 29. Juli bestiegen wir den netten kleinen Raddampfer, die „Ente", und nun ging es stromauf, vorüber an dem hübsch gelegenen Treposch, am Buchta-Kruge, an der Wolfskämpe, an Kaszczorek, wo ehedem eine Burg gestanden hat, dem heiligen Rußland zu.

Während wir so in bester Stimmung zwischen den schönen Ufern des breiten Stromes hinglitten, gab es auch auf dem Wasser allerhand zu beobachten. Dazu gehörten besonders die zahlreichen uns begegnenden polnischen und galizischen Flöße, die im Weichselland Traften heißen.

Ich will es versuchen, eine solche Traft zu beschreiben. Die Grundlage und das, was daran den kaufmännischen Wert darstellt, bilden aneinander gereihte Baumstämme, gewöhnlich Nadelholzbäume, die zusammengehalten werden durch ein paar mit langen und breitköpfigen Nägeln, sogenannten russischen Nägeln darauf geheftete dünnere Stämme. Diese Verbandhölzer heißen Kleisten oder Kleeste, das Ganze wird eine Tafel genannt. Die Tafeln sind wieder durch gewundenes Holz (Weeden) miteinander verbunden. Ihrer viele, manchmal sehr viele, bilden in ihrer Gesamtheit die Traft.

Selbstverständlich sind die Tafeln so miteinander verknüpft, daß die Traft viel länger als breit ist. Am vorderen und am hinteren Ende der Traft liegen auf Stützen die sehr langen und schweren Ruder, die eigentlich Bäume sind. An jedem Ende befinden sich gewöhnlich fünf Ruder. Jedes Ruder wird geführt von einem Floßknecht oder Flissen. Der Mann führt das Ruder stehend, hat aber hinter sich, um einmal sich ausruhen zu können, ein primitives Bänkchen, bestehend aus einem kurzen Pfahl mit einem darauf befestigten kleinen Brett.

Wenn man die Leute bei der Arbeit sieht, erscheint es einem, als tauchten sie die gewaltigen Ruderbäume immer nur ganz gleichmäßig senkrecht ins Wasser ein, sie lenken aber damit doch das Floß, während die Hauptarbeit, die des Vorwärtsbringens, der Strom verrichtet. Gern tut er's vielleicht nicht, aber er tut's. Mitunter wird er doch einmal unwirsch und reißt trotz Kleisten und Weeden das ganze Tafelsystem auseinander. Das kann zu Ungelegenheiten Anlaß geben, weil, wenn zugleich mehrere Traften zerrissen werden, niemand mehr mit voller Sicherheit mehr sagen kann, wem ein oder das andere Stück Holz gehört.

Auf der Traft sind ein paar Strohhütten oder vielmehr kleine Strohdächer angebracht, unter die sich die Floßknechte verkriechen können, um annähernd trocken zu liegen. Denn auch wenn keine Niederschläge von oben kommen, ist es auf der Traft immer sehr naß. Das Wasser kommt auch von unten und überflutet beständig die Tafeln, daher ist hie und da ein Strohhüttchen, die auch einen Unterbau haben, ein erhöhtes Plätzchen angelegt, auf dem man hocken kann, ohne nasse Füße zu bekommen, wenn man darauf überhaupt etwas gibt. Den Liebhabern der Kneippkur kann der Aufenthalt auf der Traft nicht genug empfohlen werden. Es sei aber bemerkt, daß einige Übung dazu erforderlich ist, um sich mit Sicherheit auf der Traft zu bewegen. Nun, diese haben die Leute, die da zu Hause sind, sich angeeignet, und auch der Jude im langen Kaftan schwebt über die glitschigen Bäume dahin mit der Sicherheit eines Wasservogels.

Außer den Strohhüttchen der Floßknechte befindet sich auf der Traft noch ein anderes Gebäude, das sehr viel eleganter und wohnlicher sich ausnimmt als diese. Es ist schon mehr ein Häuschen zu nennen und dient dem Schiffer, der die Traft führt, oder dessen Vertreter, dem Retmann, zur Wohnung. Genannt wird es die Skarbuwka.

Dann fallen auf dem Floß auch Halbrunde von Weidengeflecht auf, die gegen den Wind gestellt werden, um hinter ihnen Feuer zu machen. An diesen Feuern kochen die Flissen ihre sehr einfachen Mahlzeiten. Dazu haben sie ein paar eiserne Töpfe und eine braunrote Schale aus Ton, die übrigens einer kleinen Verzierung nicht entbehrt.

Die Feuer dienen nicht nur zum Kochen, sie werden des Nachts brennend erhalten als Signalfeuer zur Warnung für begegnende Fahrzeuge.

Zu der Traft gehört ein kleines, sehr schmales Boot für einen Mann, der darin stehend das Ruder führt. Es ist da zum Gebrauch des Schiffers oder des Retmanns, um damit ans Land zu fahren oder auch um das Floß herum, wenn er es nachsehen will, ob alles in Ordnung ist.

Auf jeder Traft ist eine Tafel angebracht, auf der der Name des Besitzers steht. Der Besitzer fährt niemals mit. Er überläßt die Leitung der Traft und die Abwicklung des Geschäfts dem Schiffer, aber auch dieser bleibt gewöhnlich nicht bis zum Ziel der Reise dabei, sondern überträgt seine Stelle einem andern, der von da ab die Bemannung des Floßes beaufsichtigt und auch sonst ihn vertritt. Dieser ist es dann, der den Namen „Retmann" führt.

In Thorn findet die Vermessung der Hölzer und die Verrechnung statt. Ist die Traft in Danzig oder wohin sie sonst bestimmt ist, angekommen, so wird sie auseinandergeschlagen. Das Wertholz wird abgeliefert an den Käufer, das „Aufholz", d. h. alles, was nicht zur vertragsmäßigen abzuliefernden Ware gehört, als da sind Ruderstützen, Weeden, Pfähle, die Bestandteile der Skarbuwka, allerhand Bretterwerk sonst, fällt den Arbeitern zu, die es verwerten, so gut sie können. Das meiste kommt als Brennholz zur Verwendung.

Früher wanderten die Flissen, wenn in Danzig die Traften abgeliefert waren, zu Fuß längs der Weichsel in ihre polnische oder galizische Heimat zurück. Ein Fiedler schritt ihnen gewöhnlich voran. Mein Landsmann, der Danziger Maler Stryowski, hat das in reizenden Bildern dargestellt. Jetzt habe ich von den Flissen, obgleich ich mancher Traft begegnet bin, auf der die Ruder ruhten, am Abend, auch wenn die Feuer brannten, nie Musik vernommen. Sollten sie von dem Fiedeln abgekommen sein? Das wäre doch sehr traurig, denn sie können doch sonst so wenig Freude am Leben haben.

(Fortsetzung folgt)

Der Osteuropäer zwischen Ost und West

Die Mittlerstellung der vertriebenen Ostdeutschen / Von E. H. Rakette

Der Osteuropäer, zu dem auch der Ostdeutsche zu rechnen ist, gehört ebenso zum Osten wie zu Europa. Er ist Synthese — und Schauplatz der geistigen Auseinandersetzung. Weniger der Westen als wir, die aus dem Osten vertriebenen Schlesier und Ostpreußen, wissen darum. Aus dem Bewußtsein die Aktion herzuleiten, ist Aufgabe unserer Zeit. Wir sind die Brückenpfeiler zwischen Ost und West. Sind wir es noch (oder schon wieder)?

Die Vertreibung der Völker hat für die Betroffenen den Verlust der Heimat, für die Welt zwischen Ural und Ozean den Verlust einer Mitte gebracht, die stets Mittler war. In Breslau und Königsberg wußte man mehr von Rußland als in Trier und Freiburg. Für die Ostdeutschen begann Asien nicht hinter dem San. Eichendorff war die polnische Sprache nicht fremd, und wer sich der Mühe unterzieht, die Arbeiten eines Jakob Böhme, eines Hermann Stehr oder eines der jüngeren Dichter der Oderlandschaft zu analysieren, wird genügend finden, um den slawischen Bezug aufzuzeigen. Wie viel und wie wenig weiß man im Westen von der Verflochtenheit des Östlichen mit dem Deutschen, wieviel mehr als die billige Kenntnis der Zweisprachigkeit eines Oberschlesien oder der masurischen Eigenständigkeit? „Goethe starb im Patriarchenalter, fünf Jahre früher als Puschkin[1]", schreibt Zenta Maurina[2]), „aber selbst der universale Goethe scheint von dem hervorragenden russischen Dichter nichts gewußt zu haben. Puschkin dagegen urteilt über romantische und klassische deutsche Dichter mit großartiger Souveränität. Den Faust kannte er ausgezeichnet ..." In einer Bibliothek der Weltliteratur findet aber Hermann Hesse für den Russen Anton Tschechow keinen Platz, und in Fischls Geschichte der Philosophie wird Mereschkowskij nicht erwähnt. Wer in der Gegenwart hatte schon, bevor er für den Nobelpreis vorgeschlagen wurde, wenigstens ein Gedicht des siebzigjährigen Pasternak gelesen? Was heute bei der Zitierung russischer Autoren nicht bei Kraßnow aufhört, weiß allenfalls Scholochow und Dudinczew zu nennen. Bei den Polen reicht es uns noch zu Czeslaw Milosz und Marek Hlasko. Die Deutschen aus dem Osten sind nicht mehr Fährleute zwischen östlichem und westlichem Ufer. Ihre Heimat ist nicht mehr Raum des geistigen und künstlerischen Transits. Der eiserne Vorhang vor den Seelen ist gefährlicher noch als der vor den Zonen.

Gewinn für den Westen wurde zweifellos die nähere Kenntnis mit Kunst und Dichtung des deutschen und europäischen Ostens, die die Vertriebenen vermittelten. Aber der zeitliche Verlust des Von-Ufer-zu-Ufer-Wirkens der Ostdeutschen darf nicht andauern, weil es den trennenden Graben ins Endlose vertiefen müßte. Sind durch die Unbill der Politik die Menschen von beiden Ufern weggetrieben, die Landstriche längs des Stromes wüst geworden, gilt es gerade für uns, den ersten Schritt in das Gebiet des Schweigens (weil Nichtsvoneinanderwissens) zu tun. Die Begegnung mit dem kulturellen Wirken drüben, das nie feindlich sich zeigen, sondern nur fremdartig sich bieten kann, zu suchen, ist die Aufgabe, die unserer Zeit gestellt ist.

Haben wir doch Mut! In Warschau, Krakau, Breslau, Lodz und Posen sind geistige Brennpunkte junger polnischer Dichtung entstanden, wie uns Karl Dedecius in seiner kleinen Anthologie nachweist. Müssen wir sie nicht besser kennen als nur mit zwei, drei Gedichten? Wir, die morgen wieder unser Haus unweit dem ihren stehen haben wollen, ihre osteuropäsichen Nachbarn, die Reymont so gern lasen und Chopin so gern hörten wie jene Hauptmann und Schubert? Folgen wir doch den Bergengruen, Eich, Piontek und Taube, welche die Ungarn Viscont, György Vitéz, Gömöry und Tibor Tollas übersetzten, folgen wir einem Wolfgang Schwartz, den langjährige russsiche Gefangenschaft zu einem Überwinder des Hasses und Verkünder russischer Lyrik[3]) machte. Die Zeit, da ein Gastspiel der tschechischen Symphoniker aus Prag mit Flugblättern „Wir wollen nicht die Mörder unserer Brüder hören!" bekämpft wurde, ist ebenso vorbei wie die Identifizierung des Deutschen schlechthin mit dem KZ-Schergen in polnischen Filmen und Büchern. Schließlich und nicht zuletzt gibt es einen — wenn freilich auch nur schüchternen — Anfang deutsch-russischen Kulturaustauschs.

Noch leben unter unseren Landsleuten die, die ihre deutsche Muttersprache und die Sprache ihrer tschechischen, polnischen oder ungarischen Nachbarn gleich gut sprechen. Der geistige Kontakt zwischen den Völkern ist nicht nur eine Sache der Übersetzer. Vergessen wir nicht, der Jugend die Sprache der osteuropäischen Völker nahezubringen, und wir werden diese um so eher erreichen, als die Jugend erkennt, welchen Gewinn diese Beschäftigung bringt.

Die Verständigung wird um so leichter sein, wenn wir die guten Worte auch in ihrer Sprache sagen können, Menschlichkeit mit allen Zungen verkünden.

Es tut gut, den Ostdeutschen als Osteuropäer zu sehen, nachdem die rauhe Teilung der Welt in Ost und West fast keinen Spielraum dazwischen ließ. Er ist genügend Europäer, um Wassily Kandinsky lenistischen Großgemäldefertigern und Wladimir Majakowsky einem Alles-für-die-Partei-Dichter vorzuziehen. Er ist auch genügend mit dem Östlichen vertraut, um nicht nur Dostojewski und Tolstoij und Gorki zu lieben, sondern neben Pasternak noch Kräfte zu sehen, die nach wie vor ihre starke religiöse und menschheitliche Bindung zur Basis ihres Schaffens nehmen, wenn auch oft nur unbewußt.

Die „wechselseitigen geistigen und künstlerischen Beziehungen des Deutschen zu den osteuropäischen Nachbarn" aufzuzeigen, ist der Auftrag, der dem bekannten Schweizer Germanisten und Literarhistoriker Prof. Dr. Alker[4]) anläßlich der „Kulturtage Deutscher Osten in Niedersachsen" im Herbst d. J. gestellt ist. Es soll nur ein Anfang sein in dem Versuch, die seit 1945 verschütteten kulturellen Beziehungen der Osteuropäer zum Ostdeutschen von diesem her erneut fruchtbar zu machen und einmal mehr eine Grenze zu überwinden.

---

1) Alexander Puschkin, 1799—1837. Begründer der modernen russischen Literatur. „Eugen Onegin", vertont v. Tschaikowsky;„ Boris Godunow", vertont v. Mussorgsky, „Der Postmeister" u. a.

2) Zenta Maurina, geb. 1897, lettische Dichterin, jetzt in Uppsala/Schweden, Verfasserin zahlreicher Essays, u. a. über Pasternak, Benn, Gide.

3) W. Schwarz, Zerbrochene Leier des Ostens, 1956.

4) Von Prof. Alker erschien bei Cotta „Deutsche Literaturgeschichte in drei Bänden".

Julian Kawalec:

Nach dem Krieg

Der Hammerschlag gegen ein Stück Eisenschiene zeigte den Zöglingen des Waisenhauses den Beginn der Spielzeit an, und das Gebäude hallte von dem Lärm der zum Ausgang strömenden Kinder.

Der Hof war häßlich, ungepflegt, ausgedörrt. Hier und da wuchsen Büschel eines dürren, rötlichen, von Kinderfüßen täglich zertrampelten Grases; ringsherum standen halbabgestorbene, anämisch aussehende Fichten. Die schwachen Tritte und Hände der Kinder genügten, die hohen Stämme in Krankheit und Ohnmacht zu halten.

Die Spiele begannen. Die Kinder vergnügten sich auf verschiedene Art; sie sprangen geschickt übereinander hinweg, ritten elegant auf Stöcken und wühlten mit Stöcken so eifrig in der toten Erde, als gelte es einen Schatz zu heben. Andere spielten Fußball, wobei sie den aus groben Fetzen gewickelten Ball vorschriftsmäßig und mit der gleichen Achtung wie ein richtig aufgepumptes Leder behandelten.

Janek stand abseits, blinzelte zu Seflik hin, lächelte mit schiefem Mund und fragte:

„Möchtest du eine Mutter haben?"

Seflik drehte sich auf dem Absatz herum, bückte sich nach einem Topfscherben und warf ihn in die Luft.

„Du bist dumm", antwortete er.

Sie gingen in die Ecke des Hofes, in der wie durch ein Wunder unbeschädigte Sträucher wuchsen. Sie verscheuchten einen Spatzen und einen kleinen, blassen Schmetterling, rissen sich einige Blätter von den Zweigen, nahmen sie zwischen die Lippen und hockten abseits von den spielenden Kindern hinter dem Strauchwerk nieder.

„Und was für eine Mutter möchtest du denn?" fragte Janek. Seflik nahm ein Stöckchen und zeichnet eine große Frau mit lockigen Haaren in den Sand.

„Zu groß", murmelte Janek, „hochnehmen würde sie dich."

„Will ich ja, eine Große und Starke will ich haben, die den Herrn Erzieher erschlagen könnte", antwortete Seflik. „So eine wäre schon gut ..."

„Und ich möchte eine haben, die mir abends von den Bären im Walde erzählen könnte", sagte Janek. „So eine wäre fein, auch der Wacek möchte eine solche haben; Wacek hat heute früh dem Zbyszek eine zwischen die Glotzen geknallt ..."

„Ich hab gesehen — er hat ihm gehörig gegeben."

„Und der Romek, du, der möchte eine solche haben, die böse werden und sagen würde: ich werd' dir heut den Hinteren mit dem Stock verbläuen."

Beide lachten und beugten sich nach vorn, um einen schwarzen Käfer zu beobachten, der ziellos umherirrte. Nachher sahen sie einem verrückten Sperling zu, der auf der Erde, auf der doch nichts war, irgendetwas suchte.

Aus dem Polnischen übertragen von Robert Lipinsky-Gottersdorf.

Die Erzählung erhielt bei einem Kurzgeschichten-Wettbewerb des polnischen Schriftstellerverbandes den 1. Preis.

Kein Vorwurf ist drückender als der, fremden Nationen Unrecht getan zu haben, zumal wenn sie in Werken des Geistes unsere Wohltäterinnen waren; er muß also zuerst abgewälzt sein.

JOHANN GOTTFRIED HERDER

Karel Capek

Grüße über Grenzen

Der Mensch macht sich allerhand Gedanken über Nationen und es sind nicht immer Dinge, mit der sich diese oder jene Nation brüsten könnte; es ist schon so eine Gewohnheit, daß der Mensch das Land und die Nation mit deren Politik, Regime, Regierung, öffentlicher Meinung oder wie man es nennt, in gewissem Sinne identifiziert. Aber etwas anderes ist es, sich diese Nation irgendwie anschaulich vorzustellen; das könnt ihr euch auf keine Weise ausdenken oder vornehmen; ganz von selber taucht die Erinnerung an etwas auf, was ihr gesehen habt, an etwas ganz Zufälliges und Alltägliches. Gott weiß, warum gerade diese und keine andere kleine Erfahrung sich einem so überstark ins Gedächtnis eingeprägt hat, es genügt einfach, daß ihr euch, sagen wir, an England erinnert, und in dem Augenblick sehr ihr —

Also ich weiß nicht, was ihr seht, und ob ihr überhaupt irgendeine Vorstellung habt; aber bei mir ist es einfach ein rotes Häuschen in Kent. Nichts Besonderes war an ihm und ich habe es kaum eine Sekunde gesehen, da der Zug aus Folkstone nach London dahinsauste. Eigentlich war dieses Haus vor lauter Bäume gar nicht zu sehen; im Garten beschnitt ein alter Herr einen Heckenzaun mit einer Schere und auf der anderen Seite des grünen Strauches fuhr ein Mädchen auf einem Rad über einen geraden Weg. Nichts mehr. Ich weiß nicht einmal, ob dieses Mädchen hübsch ausgesehen hat; der alte Herr war vielleicht der Ortspfarrer oder gar ein Kaufmann im Ruhestand, das ist ohne Bedeutung. Das Haus hatte hohe Schornsteine und weiße Fenster wie alle roten Häuschen in England und mehr kann ich euch darüber nicht sagen. Und doch, sobald ich England sage, sehe ich deutlich dieses einfache Häuschen in Kent, den alten Herrn mit der Gartenschere in der Hand und das Mädchen ernst und gerade aufs Fahrrad treten, und ich fange an, ein wenig Sehnsucht zu bekommen. Ich habe dort mancherlei anderes gesehen, etwa Schlösser, und Parke und Häfen, ich habe die Bank of England gesehen und die Westminster-Abtei und allerlei Historisches und Denkwürdiges, aber das ist für mich nicht das ganze England. Das ganze England, das ist bloß dieses naive Häuschen im grünen Garten mit dem alten Herrn und dem Mädchen auf dem Fahrrad. Warum, das weiß ich nicht — ich erzähle nur, wie das ist.

•

Oder wenn ich mir Deutschland vorstellen will, taucht vor meinem Auge ein altes Gasthaus in Schwaben auf. Ich kann nichts dafür, daß es nicht das Potsdamer Tor oder eine Militärparade ist; in dem Gasthaus bin ich mein Lebtag nicht gewesen, sondern ich habe es vom Zuge aus irgendwo hinter Nürnberg erblickt. Es war gegen Abend und keine lebende Seele war dort zu sehen; und das Gasthaus war hoch und breit hingelagert wie ein Dom inmitten eines alten, spielzeugartigen Städtchens, zusammengepreßt wie auf einer Handfläche. Davor hat der Flieder geblüht und zur Schenke haben steinerne Stiegen hinaufgeführt. Es war beinahe zum Lachen, wie würdig und breit dieses Gasthaus war; irgendwie erinnerte es an eine in ihrem warmen Loch dösende Gluckhenne. Es ist wahr, ich habe in Deutschland hübschere und auffallendere und deutschere Dinge gesehen als dieses altertümliche schwäbische Gasthaus, ich kann euch sagen, ich habe dort Städte und Dome und Denkmäler gesehen, aber dieses ehrenwerte und auseinandergespreizte Gasthaus hat über alles den Sieg davon getragen: ich weiß nicht warum, aber das ist für mich Deutschland.

•

Oder bedenkt mal, was sich der Mensch alles vorstellen kann, wenn er sich an Frankerich erinnert. Meine unabweisliche Vorstellung ist die folgende: eine Pariser Straße schon ganz am Rande der Stadt auf der Zollinie; dort gibt es noch einige Gasthäuser und Benzinpumpen zwischen den Gemüsegärten. Vor dem Gasthaus, das auf dem Leinendach die Anschrift trägt: Au Rendez-vous des Chauffeurs, steht ein schweres zweirädriges Gefährt, von einem normannischen falben Wallachen gezogen; ein Bauer in einem losen blauen Kittel und mit einem breiten Strohhut schlürft langsam vor dem Gasthaus Weißwein aus einem dicken Glas. Das ist alles, sonst geschieht dort nichts mehr; nur die Sonne glüht mit kreideweißer Härte und der Bauer im blauen Kittel, das Gesicht gerötet, leert sein Glas. Ich kann mir nicht helfen, das ist Frankreich.

•

Oder Spanien: das wieder ist ein Kaffeehaus auf der Puerta del Sol; bei einem Nebentisch sitzt eine schwarzharige Mama in schwarzem Kleid und hält in ihren Arm ein schwarzäugiges Baby mit einem rundlich kleinen Köpfchen und feierlich ernsten, schwarzen Guckaugen;und der Papa mit dem schwarzen Sombrero im Nacken schneidet begeistert und spaßig Grimassen für sein schwarzäugiges Nino. Nichts ist daran, das könnte ein Wanderer überall auf der Welt sehen; nur wißt, dort unten ähneln die Mütter mehr als sonst wo in der Welt Madonnen, die Väter sehen Kämpfern und die Säuglinge geheimnisvollen Spielzeugen ähnlich. Wo denn, wenn ich von Spanien lese oder höre, da sehe ich keine Alhambras oder Alcazars, sondern das feierliche Baby in den Armen der schwarzäugigen Madonna.

•

Oder Italien: der Mensch könnte sich das Kolosseum vorstellen, Pinien, den Vesuv, aber wo denn! Ein Züglein ist es, ein ratterndes Personenzüglein, ich glaube von Orvieto nach Rom; es ist schon Nacht und dir gegenüber sitzt ein schlafender Arbeiter, sein Zottelkopf pendelt schwer und unbeherrscht hin und her, das ist alles. Dann ist der Italiener aufgewacht, hat sich mit der Pfote seine Augen gerieben und da hast du zu ihm kein Vertrauen gehabt; und da hat er langsam in die Tasche gegriffen, ein Stück in Papier eingewickelten Käse herausgezogen und hat dir mit selbstverständlicher Geste angeboten, du sollst dir ein Stück abschneiden. Das ist dort so Brauch. Nun, da läßt sich nichts machen: diese grobe Hand mit der Scheibe Schafkäse, das ist für dich zusammengedrängt ganz Italien.

•

Ich weiß, heute ist es furchtbar weit von Nation zu Nation und der Mensch macht sich mancherlei Gedanken, es ist wahr, über vieles ärgert er sich und er sagt sich, nie, nie wird man vergessen, was geschehen ist; ich bitte euch, was können wir einander über diese früher nicht dagewesene Entfremdung und Fremde hinweg sagen? Und dann erinnert sich der Mensch vielleicht an England und plötzlich sieht er das rote Häuschen in Kent vor sich; der alte Herr schneidet noch immer mit der Schere die Sträucher und das Mädchen tritt gerade und hurtig auf die Pedale. Und siehst du, du möchtest sie eigentlich grüßen. How do you do, how do you do? Hübsches Wetter, wie? Yes, very fine. — Also siehst du, das wäre erledigt und dir ist leichter zumute. Jetzt könntest du auf den steinern Stiegen in jenes schwäbische Gasthaus hinaufsteigen, den Hut auf den Kleiderhaken hängen und deutsch grüßen: „Grüß Gott, meine Herren." Und sie würden erkennen, daß du ein Fremder bist, und sie würden bei Tisch ein wenig leiser sprechen und würden dabei von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf dich werfen. Aber wenn sie gesehen haben, daß du den Boden deines Kruges an dem roten Tischtuch ebenso wie sie abwischst, so würden sie weniger mißtrauisch sein und würden fragen: Woher, woher, mein Herr? — Aus Prag. — So, so, aus Prag, würden sie sich wundern; und einer von ihnen würde sagen, daß er einmal in Prag gewesen ist. Vor dreißig Jahren. Eine schöne Stadt, würde er sagen, und du würdest dich doch darüber so ein klein wenig freuen. —

Oder du würdest haltmachen Au Rendez-vous des chauffeurs; der Bauer im blauen Kittel hat eben sein Glas blassen Weines geleert und wischt sich mit der Hand den Schnurrbart ab. Fait chaud, würdest du sagen. A votre santé! — A la votre, antwortet der Bauer; weiter läßt sich eigentlich nichts erzählen, außer du würdest ihm sagen: Nein, mon vieux, auf euch bin ich wirklich nicht böse; wie wäre es, wenn wir noch ein Gläschen miteinander leeren würden? — Und du könntest auch dem spanischen Baby Grimassen schneiden; es würde seine ernsten und feierlichen Guckaugen auf dich heften, die schwarzhaarige Mama würde plötzlich noch um einen Grad mehr einer Madonna ähnlich sehen und der Caballero-Vater mit dem Hut im Nacken würde anfangen, dir etwas in Spanisch vorzuplappern, aber du würdest ihn nicht verstehen. Das macht nichts, das macht nichts, wenn nur das Kind nicht vor dir erschrickt! —

Und du mußt dir noch ein Stück von diesem Schafkäse abschneiden, grazia, grazia, murmelst du mit vollem Mund und bietest als Revanche eine Zigarette an. Und nichts weiter; man muß doch nicht Gott weiß wieviel herumreden, damit die Menschen miteinander auskommen!

Was tun, es ist furchtbar weit von Nation zu Nation; alle sind wir allein, je länger, desto mehr. Am liebsten möchtest du schon keinen Schritt vor dein Haus tun; lieber das Tor sperren und die Fensterläden schließen: und jetzt habt mich alle gern. Mir ist an niemandem mehr gelegen. Und jetzt kannst du die Augen schließen und leise, ganz leise sagen: How do you do, alter Herr in Kent? Grüß Gott, meine Herren! Grazia, signor! A votre santé!

Aus dem Tschechischen von Peter Pont.

An einen unbekannten Deutschen im Westen

Von Jerny Walenzyk

Glaub ihnen nicht, wenn sie dir von mir sagen:
Er ist dein Feind, in den Boden mit ihm,
Damit das neue Europa keime.

Glaub ihnen nicht, wenn sie dir sagen:
Zünde sein Haus an, glätte die Asche darüber,
Denn Feuer und Blut erfüllen die Zukunft.

Halte mich nicht für einen, der dich überfallen möchte,
Wenn du im Garten besinnlicher Träume wandelst
Zwischen violetter Nacht und blühendem Morgenrot.

Der du mein ferner Bruder bist, Freund
Mit fremdem Namen, unbekannten Zügen,
Es ist die Stunde der Reue für Jugend in Uniform.

Es ist die Stunde der Reue für Gesten ohne Gefühl,
Für Kraft, ohne Mitleid, für Jahre ohne Grün.
Stunde der Reue, die lauert unter Verlornen in endloser Aussicht.

Wolltest du wirklich die Räume verfeinden?
Würde das wirklich deine Mutter freuen?
Würde das wirklich die Liebe deiner Frauen wecken?

Ich und du bedeuten nicht mehr als sechzig Jahre,
Wir werden geboren, wir zeugen, sterben,
Weinend, lachend, betend.

Dort, wo zornige Eichen tags und nachts
Gegen den fliehenden Himmel stürmen
Und keine Ruhe dem Zweig und den Blättern gönnen,

Gibt es nur eine Erde, den alten irrenden Nachtschwärmer,
Sichtbar im schwarzen Spiegel enthüllter Welten.
Möge das Leben der Weisen in Frieden ruhen.

Wir entnehmen dieses Gedicht dem Band LEKTION DER STILLE — Neue polnische Lyrik —, erschienen im Carl Hanser Verlag, München.

Fideles Ostpreußen

Schnurren, Wippchen und Speränzchen
aus der alten Heimat
Von Hermann Bink
Der neue Band der „Kleinen Elchland-Reihe"
(DM 2,20)
Mit vielen Illustrationen von Herbert Wentscher

Eine kleine Leseprobe, die für sich spricht:

Methusalem und der Alkohol

Der frühere Bauer und derzeitige Ausgedinger Pettkus war ein sehr starker Trinker. Der Branntwein hatte ihn, wie er meinte, gesund erhalten und recht alt werden lassen. Nun war er aber doch recht klapperig geworden und zänkisch dazu, weil ihm seine Angehörigen nicht genug Schnapsgeld gaben. So gab es im Hause recht viel Unfrieden. Die Hausgenossen hatten sich hinter den Pfarrer gesteckt, der ihm ins Gewissen reden sollte. Der geistliche Herr sprach in aller Güte und riet, das Schnapstrinken zu lassen oder sich wenigstens doch zu mäßigen. „Glauben Sie mir, lieber Christ, wenn Sie nicht so viel trinken würden, könnten Sie so alt wie Methusalem werden!"



„Wie ohlt ös he denn gewoarde?" fragte begierig der Angesprochene.

„Neunhundertneunundsiebzig Jahre!"

„Gottskriezschlagnochemoal!" rief der Ausgedinger. „On he läft noch?"

„Nein, er ist gestorben!"

„Herr Pfarr, gloowe Se mie, wenn de Mann Schnaps gedrunke hadd, denn micht he hiede noch läwe!"

Das Schlangengift

Zwei Waldarbeiter, der Wilhelm und der Josef, sind beim Holzeinschlagen. Josef wird plötzlich von einer Kreuzotter gebissen, und nun ist guter Rat teuer, da kein Arzt in der Nähe wohnt, wohl aber ist ein Krug nicht weit. „Josef komm, du mußt ordentlich Schnaps trinken, das ist Gegengift und hilft!" — Beide eilen in die Gaststätte, und Josef bestellt einen ganzen Liter reinen Korn. Wilhelm hält beim Trinken immer mit, bis Josef schließlich sagt: „Du trinkst immer mit und bist gar nicht von der Schlange gebissen?" — „Ja", meint Wilhelm, „das muß ich schon; denn die Schlange hat mich so giftig angesehn!"

Das also ist des Pudels Kern

Ein Königsberger Universitätsprofessor liebte als alter Korpsstudent einen frohen Umtrunk, der sich manchmal bis in die frühen Morgenstunden ausdehnte. Als er auch wieder einmal recht „früh" heimgekommen war und er mit seiner Gattin am Frühstückstische saß, herrschte im Raume eisiges Schweigen. Da schob sich durch die angelehnte Türe der schwarze Pudel herein.

Zornig deutete der Herr Professor auf den Hund und sagte: „Der Hund muß aus dem Hause!" Ruhig kam von der Gegenseite die Frage: „Wieso muß der Hund aus dem Hause?" — „Ein Hund, der in der Nacht seinen Herrn nicht kennt und bellt, der muß fort!"

„Beruhige Dich nur, wenn Du Dich selbst gesehen hättest, wie Du nach Hause kamst, hättest Du Dich auch nicht mehr gekannt!" — „Das also ist des Pudels Kern!"

Bestellen Sie bitte **sofort** diese schöne Quelle ostpreußischen Humors des bekannten Vortragskünstlers Hermann Bink, der vielen Landsleuten noch von seiner Tätigkeit am Stadttheater Königsberg in bester Erinnerung ist.

Bestellungen an:

Heimatbuchdienst Johannes Guttenberger, Braunschweig, Donnerburgweg 50

Der authentische Bericht vom Untergang Königsbergs



General Otto Lasch
So fiel Königsberg
Das Buch vom Kampf und Untergang der Hauptstadt Ostpreußens. Ein authentischer Tatsachenbericht. 144 Seiten Text mit 16 Seiten Kunstdruckbildern, 8 Übersichtskarten und einem Anhang. **Ganzln. DM 12,80**

Ostpreußische Meistererzählungen



Zauber der Heimat
Ostpreußische Meistererzählungen. Hrgg. von Martin Borrmann. Mit Nachwort, biograph. Notizen und acht Kunstdrucktafeln. 296 Seiten, Großformat.
Ganzln. DM 13,50



Ostpreußenkalender 1960
Ein Bild- u. Wandkalender. Beliebt als treuer Jahresbegleiter seit über 20 Jahren in Tausenden ostpreußischen Familien. Format 14,8 mal 21 cm. **DM 3,75**

Drei neue Heimatbücher



Heitere Stremel von Weichsel und Memel
Schmunzelgeschichten aus Ost- und Westpreußen. Hrgg. von Fritz Kudnig. Mit zahlreichen Textillustrationen. Ein fröhliches Stelldichein der namhaftesten Autoren der Heimat der Vergangenheit und Gegenwart. Ein Buch, das nicht nur Freude schenkt, sondern darüber hinaus die Heimat in ihrer ganzen wurzelhaften Ursprünglichkeit erstehen und die Sorgen des Alltags vergessen läßt. 128 Seiten, 3farb. Cellophan-Umschlag. **DM 4,80**

Große Ost- und Westpreußen
Geistestaten - Lebensfahrten - Abenteuer. Hrgg. v. Walter Schlusnus. Mit zahlreichen Textillustrationen. In spannend erzählten Kurzgeschichten wird hier das Leben und Wirken ost- und westpreußischer Entdecker und Erfinder, Forscher und Staatsmänner, Maler und Musiker, Dichter und Philosophen lebendig nahegebracht. — Kurzbiographien ergänzen diese Lebensgeschichten. Ein wertvolles Geschenk für die Jugend. 240 Seiten, Ganzln. **DM 12,80**



Fernes weites Land
Ostpreußische Frauen erzählen. Ein neues ostpreußisches Hausbuch, das den bedeutenden Beitrag der Frauen an der Dichtung Ostpreußens an einer Reihe ausgesuchter Beiträge deutlich machen will. Der Bogen reicht von Johanna Wolff und Agnes Miegel bis zu Tamara Ehlert als einer der jüngsten Dichterinnen. Die Grundmelodie aller dieser Erzählungen gibt das Land der Dünen, Wälder und Seen selbst. 280 S., Großformat, 8 Kunstdrucktafeln, Ganzln. **DM 13,50**

Schallplatten der Freude



Marion Lindt spricht
Glanzstücke aus dem Repertoire der bekannten ostpreußischen Vortragskünstlerin

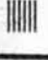
Dr. Alfred Lau spricht
„Das Flohche" und noch viele andere echt ostpreußische Humorgedichte

Normal-Langspielplatten, 17 cm Durchm., 45 UpM, $7^{1/2}$ Minuten Spieldauer je Plattenseite je **DM 7,50**



Ein wertvolles Geschenk

DOENNIGS KOCHBUCH
Das Kochbuch d. ostpreußischen Hausfrau. Weit über 200 000 Auflage! - Mit rund 1200 Rezepten, reich illustriert. 640 Seiten, Format 14×21 cm.
Leinen DM 19,50
Kunstldr. DM 21,—



Die beliebten Großbildwerke der Heimat



Ostpreußen
Unvergessene Heimat in 116 Bildern, mit ausgew. Textbeiträgen ostpr. Dichter. **Leinen DM 14,80**
Hleder DM 19,50



Stille Seen — dunkle Wälder
Masuren und Oberland in 48 Bildern, mit ausgesuchten Beiträgen ostpr. Dichter. **Leinen DM 12,50**
Hleder DM 17,—



Wind, Sand und Meer
Die kurische Nehrung in 52 Bildern, mit Beiträgen ostpr. Dichter.
Leinen DM 12,50
Hleder DM 17,—



Königsberg
Ein Buch der Erinnerung, mit 66 Bildern und Textbeiträgen. **Leinen DM 12,50**
Hleder DM 17,—
m. Stadtplan je DM 3,- mehr

An alle Freunde des guten Buchs

Um möglichst allen unseren Lesern, vor allem den Rentner unter ihnen, auch die Anschaffung **wertvoller Heimatbücher** zu ermöglichen, liefern wir **ab sofort jedes Buch** ab DM 5,— **gegen bequeme Ratenzahlung** nach Ihren Wünschen.

Einige Vorschläge aus unserem Buchangebot:

Lasch: *So fiel Königsberg* . . DM 12,80
Zauber der Heimat. Ostpreußische Meistererzählungen . . . . DM 13,50
Schlusnus: Große Ost- u. Westpreußen . . . . . . DM 12,80
Doennigs Kochbuch, Leinen . DM 19,50
Kunstleder . . . . DM 21,—

Verwenden Sie bitte nur den nebenstehenden Bestellschein.

Hier abtrennen

Bestellschein

An den

Heimatbuchdienst Joh. Guttenberger, Braunschweig
Donnerburgweg 50

Ich möchte von Ihrem Teilzahlungsangebot Gebrauch machen.
Senden Sie mir bitte umgehend / zum .... (Nichtzutreffendes streichen):
.... Expl. .... DM ....
.... Expl. .... DM ....
.... Expl. .... DM ....
Den Betrag möchte ich in .... Monatsraten bezahlen. Die erste Rate in Höhe von DM .... soll durch Nachnahme eingezogen werden. Die restlichen Raten überweise ich pünktlich am Fälligkeitstage mittels der mir zu übersendenden Zahlkarten.
Diskrete Behandlung wird zugesichert.

.... (Datum) .... (eigenhändige Unterschrift)
Name: ....
Wohnort: ....
Straße: ....

Bitte, stecken Sie diesen Bestellschein in einen Umschlag und senden Sie ihn als Drucksache (7 Pfg.) **an die obige Anschrift Ihres Heimatbuchdienstes.**

Königsberger Neue Zeitung
EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER
Nummer 10 — Ausgabe B der Ostpreußen-Warte — Oktober 1959

Königsberg – die Stadt der Konditoreien

(Schluß)

Von Herbert Meinhard Mühlpfordt

Von einem anderen Königsberger Konditor lesen wir in der Nummer 35 vom 2. May 1808 der Königsberger Staats-, Krieges und Friedens-zeitungen (Hartungsche Zeitung) eine Anzeige in welcher der „Conditor Feige dem Hofpostamt gegenüber" als neue Tortensorten „Louisentorten, Punschtorten, Schneekoppen, Kaninchenberge, Eisbäume und Bonaparttorten" empfiehlt. Ich glaube nicht, daß mit dem „Hofpostamt" das Postpackhaus am Altstädtischen Kirchenplatz (späteren Kaiser-Wilhelm-Platz) gemeint war, sondern vielmehr das schon seit 11 Jahren in Betrieb genommene Postamt im Hippelschen Palais. Im letzteren Falle kommt für die Konditorei nur die Ecke Junkerstraße in Frage, wo später Steiner war.

30 Jahre später erwähnt Jung in seinem Büchlein wieder eine Konditorei Feige. Ihr Besitzer mag der Sohn des ersten Feige gewesen sein. Sie scheint in der Junkerstraße, der Mündung der Prinzessinstraße gegenüber, gewesen zu sein. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts befand sich dann hier die Florian Janatzische, später die Steinersche Konditorei; besonders deren Marzipan hatte einen so hohen Ruf und war so stadtbekannt, daß die „Journalière" diese Junkerstraßenecke als Abfahrtspunkt nach Cranz und Neukuhren wählten. Steiner aber behielt guten Ruf und Konditorei bis 1910, wo sie aufgelöst und die Einrichtung stückweise verkauft wurde. Grundstückskäufer war das Modenhaus Lachmanski.

Rosenkranz verdanken wir Namen und Ort weiterer Konditoreien:: „Von der Meyerschen Conditorei überschaut man den Exerzier- und Paradeplatz auf dem Königsgarten". Sie lag an der Ecke Paradeplatz-Große Schloßteichstraße, an der Stelle des viel späteren „Zentralhotels", und wurde besonders von den Besuchern des gegenüberliegenden Stadttheaters in den Pausen der Vorstellungen zur Stärkung aufgesucht, denn das schöne „Foyer" im Theater gab es noch nicht.

Anläßlich der Königskrönung 1861 wird am Paradeplatz noch ein „Wiener Café" erwähnt; es ist identisch mit der ehemals Meyerschen Konditorei und ging lange vor dem ersten Weltkrieg ein. Nicht aber meint Stettiner, Stadtschulrat bis 1933, diese Konditorei, wenn er 1894 schreibt: „Bei der vierten Jubelfeier der Albertina 1844 trafen sich die alten Semester bis 1810 im „Café National" am Königsgarten". Dieses ist vielmehr das spätere „Café Bauer", das wir alle noch kennen und das um und nach 1900 als das vornehmste Café — nicht Konditorei — Königsbergs galt.

Doch hören wir Rosenkranz weiter: „Die Conditorei von Bertsch gibt die Aussicht auf die Schmiedebrücke und den Pregelarm, die Zappasche versetzt in die lebhafteste Passage der Stadt, in welcher von dem steten Wagengerassel das dumpfe Erzittern der Häuser kaum um Mitternacht endet". (Was würde Rosenkranz aber erst zum heutigen Straßenradau sagen?) Zappa war damals ein niedriger Bau hart an der Mündung der Französischen Straße. Wenig später — 1848 — erwarb sich dieser Konditormeister Zappa ein großes Verdienst um seine Vaterstadt: Die Königsberger Kaufmannschaft mußte im Revolutionsjahre ihre kostbaren Silberschätze, soweit sie nicht schon der Franzosenzeit von 1806—07 zum Opfer gefallen waren, versteigern. Da war es dieser Zappa, der um einige achtzig Thaler nebst einem Trinkhorn den „Sund" ersteigerte, jenes kostbare Silberschild des Hölkenwinkels des Königsberger Goldschmiedes Paul Hoffmann aus der Zeit Herzog Albrechts. So entging es der Einschmelzung, wurde zwar später von den Zappaschen Erben verkauft, konnte jedoch nach seltsamen Irrfahrten, über die ich andernorts berichte, im Jahre 1928 in unser Schloßmuseum zurückgelangen.

Besonders rühmt Rosenkranz die Konditorei von Dölitzscher mit der Aussicht auf den Schloßteich und die über ihn führende Brücke. Denn damals war der Schloßteich durch Privathäuser völlig abgeschlossen, so daß man seine stille Schönheit außer von hier nur von der Brücke aus genießen konnte.

Jung fühlt sich bei dem Namen Dölitscher „angenehm an deliziöse Kuchen erinnert". 1846, als er schrieb, war die Konditorei, die westlich von C. Th. Nürnbergers Buchhandlung lag, jedoch bereits in die Hände eines Herrn Maurizio übergegangen, woraus wir sehen, daß sich in Königsberg vielfach Italiener der Zuckerbäckerei mit Erfolg gewidmet hatten.

Das Lokal beschreibt Rosenkranz: „Nicht nur große Räume sind hier; nicht nur der Saal geschmackvoll mit dem schönsten Blumenflor geschmückt, sondern aus ihm tritt man in eine mit einem Zeltdach überspannte luftige Halle und blickt über einen Garten auf den breiten Wasserspiegel des Teiches und die jenseitigen Ufer. Und von der Halle führt eine Treppe in den Garten und man kann dicht am Wasser sitzen und alle Bewegungen der Spazierboote, der Spaziergänger, das Gewühl in den jenseits der Brücke liegenden Lustgärten beobachten und die herausschwimmenden Töne der Concertmusik in sich schlürfen".

Und noch weiter versteigt sich Alexander Jung: „In jener Ecke links setzt die Gartenanlage ordentlich zu einer Brühlschen Terrasse an".

„Bei Dölitzscher dürften", verrät uns Rosenkranz weiter, „auch Damen ohne männliche Begleitung anzutreffen sein. Und wirklich können sie auch hier in dem reizenden Salon sich aller Bequemlichkeit, sich aller harmlosen Unterhaltung erfreuen, wie nur irgend bei Kranzler in Berlin."

Nach Maurizio übernahm Zappa diese Konditorei. Doch diese Dynastie sollte hier nicht bleiben, denn als der längst gehegte Plan, den Schloßteich freizulegen, zu dem der Stadt nur immer das Geld gefehlt hatte, durch die Spenden ungenannter, ihre Vaterstadt liebender großgesinnter Bürger 1901 verwirklicht wurde, bezog Zappa mit seiner Konditorei einen Neubau: Französische Straße 12, neben der klotzigen alten Mittelmühle, die leider auch bald danach der Spitzhacke zum Opfer fiel. Der spätere Inhaber der Zappaschen Konditorei hieß Voß.

Die Krone aller Konditoreien aber muß zu Rosenkranz' und Jungs Zeit die Siegelsche Conditorei gewesen sein. Der Besitzer war, wie Alexander Jung verrät, Schweizer; dort war die edle Kunst der Zuckerbäckerei damals wohl auch auf der Höhe — noch heute gibt es bekanntlich treffliche Leckereien in der Schweiz.

„Der Caffee, der von Siegel bereitet wird, dürfte die Kennerschaft selbst des Fürsten Pückler und des Groß-Sultans um etwas überraschen", schreibt Jung humorvoll übertreibend.

Das Siegelsche Café befand sich etwa in der Mitte der Französischen Straße auf der Mühlengrundseite; nach Jung war „vier Häuser weiter nach dem Schlosse zu das Geburtshaus des Königsberger Schriftstellers August Lewald" (1792—1871, Kaufmannssohn, Schauspieler, Theaterleiter und -dichter in Bamberg. 1843—1846 erschien sein 12bändiges Buch „Ein Menschenleben", Reisenovellen in der Art von E. T. A. Hoffmanns Serapionsbrüdern).

„Das Lokal ist", so schildert Rosenkranz, „freilich nicht das größte, allein gerade die Knappheit des Raumes mag auch die Mittheilungslust fördern . . . Die Siegelsche Conditorei bietet nach vorn den Blick auf die Straße, durch welche sich, was in der Öffentlichkeit irgend Bemerkenswerthes vorkommt, hindurchbewegen muß. Nach hinten zu wird man durch einen Blick auf einen tiefliegenden großen Garten überrascht, der rings von den Rückseiten ansehnlicher Häuser außerordentlich malerisch umgeben ist."

Rosenkranz preist die Siegelsche Konditorei weniger wegen ihrer „vortrefflichen Leckereien und der Eleganz der Einrichtungen, die bei Dölitzscher, Meyer und Janatzki noch höher stehen", als wegen der dort herrschenden „Atmosphäre". „Will man nicht nur eine sinnliche Erfrischung, nicht nur einen Mundvoll Zeitungsnäscherei, sondern die Möglichkeit, auch Neuigkeiten zu hören, und über das, was man gelesen hat, zu sprechen, so steht Siegels Conditorei obenan. Eine solche soziale Atmosphäre, wie sie bei Siegel herrscht, wird aber nur dadurch möglich, daß bestimmte Besucher, die Habitués, zu bestimmten Stunden in der Regel dort zu finden sind . . . Nach den Jahreszeiten und Tageszeiten ist dies sehr verschieden. Die Concentration des Besuches fällt im Sommer von 11 Uhr früh bis Nachmittags um vier Uhr, im Winter um sechs Uhr als dem gewöhnlichen Anfangspunkt der Concerte und des Theaters. Innerhalb dieser bewegtesten Stunde folgen verschiedene Schichten von Besuchern auf einander, die aber doch . . . eine gewisse Vorstellung von und Theilnahme an einander haben. Referendarien, Doctoren der Medicin, Lehrer von den verschiedensten Anstalten, einige reifere Studierende, Kaufleute, Justizcommissarien, Rentiers, pensionierte Militairs, Makler, einige Orchestermitglieder, mehr Officiere, deren Interesse über das von Hunden, Pferden und Damen hinausgeht, Gutsbesitzer, die häufiger zur Stadt kommen, Beamte usw. bilden ein gewisses Ganzes und bringen eine espèce von öffentlichen Urtheil hervor. Es ist in der That ein eigenthümliches System der Geselligkeit, das sich hier etabliert. Sehr viele derer, die hier die Dialektik der Debatte an die Lectüre anknüpfen, haben außerhalb der Conditorei nicht die geringste Beziehung aufeinander, bleiben sich persönlich schlechthin fremd und führen doch von Tag zu Tag einen oft sehr lebhaften Verkehr miteinander. Es ist natürlich, daß jede Conditorei ihre Habitués hat..."

Nach dieser eindrucksvollen Schilderung von Rosenkranz müssen wir also mindestens in der Siegelschen, vielleicht auch in den anderen Konditoreien vor 120 Jahren so etwas sehen, wie die luxuriösen Barbierstuben des alten Rom, in denen die Männer des öffentlichen Lebens ebenfalls Gelegenheit zu geistigem Austausch suchten und fanden.

Zweifellos begünstigte die damalige sehr bewegte Zeit, in der gerade Königsberg das preußische Zentrum des Vormärz war — vielleicht das geistig wichtigste —, diesen durch keine Schranken der damaligen Gesellschaftsordnung beengten Meinungsaustausch. Man fühlt sich bei dieser Schilderung Rosenkranz' geradezu an die Montagsabendsitzungen der „Königsberger Bürgergesellschaft", die Alexander Jung pedantisch genau geschildert hat, und an die Dispütiersonntage in Böttchershöfchen erinnert. Es war ja auch dieselbe Zeit und es waren dieselben Menschen, die hier wie dort die politische Freiheit und das werdende Deutschland im Herzen trugen und sich vom Herzen redeten. Und der Radikale Gottschall nannte grollend das Siegelsche Caféhaus „den Schmollwinkel der Opposition".

Als dann die Zeiten ruhiger wurden — erst durch den Sieg der Reaktion, dann im Zeitalter Bismarcks, in dem das Volk sich mehr als je mit dem Staat eins fühlen lernte —, da wurden auch die Königsberger Konditoreien wieder das, als was wir sie alle kennen: die Stätten der Befriedigung des Gaumenkitzels an den leckeren Gebilden einer kunstvollen Zuckerbäckerei.

Quellen zu dieser Arbeit

Anonymus [Paul Gerth]: „Chronik der freien Bäckerinnung zu Königsberg/Pr." 1926. Königsberg.

Armstedt, Richard: „Geschichte der Kgl. Haupt- und Residenzstadt Königsberg i. Pr." Stuttgart. 1899.

Baczko, Ludwig v.: „Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs". 2. Aufl. Königsberg. 1804.

Bötticher, Adolf: „Bau- und Kunstdenkmäler der Prov. Ostpr.". Bd. 7. Kgb. 1897.

Faber, Karl: „Die Haupt- und Residenzstadt Königsberg i. Pr.". Königsberg. 1840.

Falkson, Ferdinand: „Die liberale Bewegung in Königsberg 1840—48". Breslau. 1888.

Jung, Alexander: „Königsberg und die Königsberger". Leipzig. 1846.

Pape: „Geschichtliche und wirtschaftliche Entwickelung des Gewerbes in Alt-Preußen unter dem Ritterorden und der Herrschaft der Hohenzollern bis zur Gegenwart". Gumbinnen. 1913.

Rosenkranz, Karl: „Königsberger Skizzen". Danzig. 1842.

Stein, Caspar: „Peregrinator". Königsberg. 1644. Übersetzt von Charisius. Königsberg. 1911.

Stettiner, Paul: „Aus der Geschichte der Albertina 1544—1894". Königsberg. 1894.

Taube, Max: „525 Jahre Bäckergewerbe in Königsberg i. Pr.". Festschr. z. 525jähr. Jubiläum der Bäckergesellenbrüderschaft zu Königsberg. Königsberg. 1913.

Der Scheidebrief

Eine wahrhafte Historie aus dem Königsberg des 17. Jahrhunderts

Um das Jahr 1619, so berichtet die Historie, lebte in der Königsberger Altstadt schlecht und recht der Eisenkrämer Dietrich Witte mit seiner Frau Maria Wittin, geborene Domkrafft und zwei Kindern.

Von Natur Eigenbrötler und schrullig, konnte sich Witte noch immer nicht in die Ehe schikken, obwohl er schon vier Jahre verheiratet war. Schuld daran seien nur die Frau und deren Stiefvater Hennig Bergmann, sein Schwiegervater, während die Nachbarn behaupteten, daß die junge Frau vom ersten Tage an ihre liebe Plage mit dem „verrückten Kerl" gehabt hätte.

Da die Scheidung für Witte beschlossene Sache war, das Verfahren vor dem gestrengen Rat der Stadt aber langwierig, beschloß er in seiner Verbohrtheit, eigenmächtig zu handeln. Hatte doch schon Moses für solchen Fall ein vereinfachtes Verfahren vorgeschlagen: „Wer sich von seinem Weibe scheidet, der soll ihr geben einen Scheidebrief!" Solchem alttestamentarischen Brauch zufolge und da just das neue Jahr begonnen, verfertigte er nun mit Mühe und Sorgfalt den „Scheidebrief Actum Königsberg Anno 1619 den 2. Januari", untermauerte ihn mit Belegstellen aus dem Buch Sirach 26 und 5. Moses 24 und kündigte „alle eheliche Treue und Pflicht aus dreyerlei Prinzipahl-Ursachen, zu schweigen der anderen mehr" kurzerhand auf.

Diese Ursachen waren im Text langatmig ausgeführt:

ad 1: Der Stiefvater habe die Domkraft mit vielen schönen Worten ihm angeboten und 1000 polnische Gulden dazu. Jetzt habe er zwar die Frau, aber nicht den Mammon und der Alte sei schwach bei Gedächtnis und Kasse.

ad 2: „Er (der Stiefvater) hat sich versprochen mir eine gesunde persohn zu liefern von Gliedmaßen, darinnen er aber mich schändlich betrogen und viel anders ist befunden worden wegen ihrer offenen und ungesunden Beine."

ad 3: Versprochen wäre ihm eine „gute und Haushälterin, auch gute Geldbewahrerin, ich sollte ihm danken in alle Ewigkeit!" Richtig ist das Gegenteil: Boshaftig und nichtsnutzig sei das böse Weib, eine richtige „Verplundersche" (Verschwenderin). Alle Vermahnungen können bei ihr nichts helfen. Als er neulich krank gewesen, da habe sie ihn „wie einen Hund liegen gelassen aus Verstocktheit und Unfreundlichkeit".

Das alles waren für Witte ausreichende Gründe, um mit den Worten zu schließen:

„Hiemit packe sie sich aus Meinem Hause und nehme mit alles, was sie eingebracht, was herzlich wenig genug. Wonach sie sich zu richten habe um ferneren Unheils willen. — Eisenkrämer Dietrich Witte."

Als die Wittin solches gelesen, ist sie wie aus allen Wolken gefallen und hat den Scheidebrief sofort zum Stiefvater hingetragen, dieser aber ob der ihm zugefügten Unbill das das Geschriebene mit großem Geschrei unter die Leute gebracht, das corpus delicti aber hat er dem hohen Visitations-Collegium übergeben. Dietrich Witte jedoch hat es vorgezogen, den Erfolg in der Ferne abzuwarten und sich eiligst zum Thorner Jahrmarkt aufgemacht, um dort mit den Polen zu „kupskellern" (handeln). Zurückgekehrt, fand er seine bessere Hälfte noch immer im Hause, hat sie aber schweigend erduldet, bis sie mit den Kindern von selbst das Feld räumte und zum Stiefvater zog.

Der Eisenkrämer wurde nun vor das mit Recht erzürnte Visitations-Collegium zitiert, welches seinen Scheidebrief als „Schmierwerk und gotteslästerlich und wider göttliche und weltliche Ordnung, als jüdisch, heidnisch, türkisch, mahometisch" befunden hat und daß post natum Christum dergleichen Schmiererei in diesem Punkt bisher noch nicht an den Tag gekommen sei". Mit Androhung der Prangerstrafe und groben Worten wurde der angstzitternde Witte ersucht, „christlich in sich zu schlagen, seinen Irrtum zu er- und bekennen und zu bereuen". Als er zu seiner Rechtfertigung passende Bibelstellen und Aussprüche des Martin Luther hat vorbringen wollen, ist ihm das Collegium einmütig übers Maul gefahren und hat ihm bedeutet, daß für solcherlei Auslegungen allein das hochwürdige Consistorium zuständig sei. Da hat Dietrich Witte hoch und heilig Besserung gelobt und um Vergebung für alle Ungelegenheiten gebeten, zumal der Brief nur ein Schreckschuß gewesen sei, sein böses Weib „einzuschichtern" (einzuschüchtern). Nun sei sie („so schlecht ist sie") aus „eigener Willkühr" böswillig fortgegangen und habe sogar die armen Kinderchens ihm weggenommen, hat der Eisenkrämer gejammert.

Darauf hat das Visitations-Collegium den städtischen Pfarrer Ciegler, der ihr Mitglied war, beauftragt, eine „kräftige" Epistel über diese Begebenheit zu verfassen, jedoch ohne Namensnennung, und sie am nächsten Sonntag zur Abschreckung von der Kanzel zu verlesen. Das hat der Pfarrer auch getan, aber die Tatsachen völlig verdreht; weshalb, das hat keiner erfahren. So hat dann Ciegler seiner Gemeinde verkündet, das hohe Visitations-Collegium habe von Anfang an gesagt, der Ehemann Witte habe recht gehandelt, und daß er zu dem letzten Mittel erst greifen mußte, um sich bei dem bösen Weibe Respekt zu verschaffen. Schuld allein sind die Wittin und deren Stiefvater, der „keinen Fleiß gesparet, um seinen Eidam ins Verderben zu bringen". Jetzt solle auf Geheiß des Collegiums der Scheidebrief in den „ewigen Brunnen des Vergessens geworfen werden".

Das alles war vom Anfang bis zum Ende erlogen, was die gut informierten Altstädter sofort gemerkt haben. Darüber hat es viel Geschimpf und Gezank untereinander gegeben, weil sich zwei Parteien, pro und contra, alsogleich bildeten, und es hat auch tüchtig Prügel gesetzt.

Natürlich hatte die Cieglersche Kanzelrede noch ein Nachspiel. Der Pfarrer wurde verwarnt, worauf dieser drohte, das Visitations-Collegium beim Gericht zu verklagen. Dieses hat aber pp. Ciegler vorgehalten, „er solle nur stille sein, da er sich nicht alle Zeit der Nüchternheit beflissen, so daß eine gemeine Rede über ihn in den drei Städten von Königsberg erschollen, weil er einstmals nicht nach Hause habe gehen können, sondern auf dem Altstädtischen Markt bei den Fleischbänken wie ein Stück Vieh im Rinnstein liegen geblieben sei und also von anderen hat aufgehoben und fortgebracht werden müssen". Daraufhin hat Ciegler klein beigegeben.

Jetzt wurden die beiden Diakone Cieglers beauftragt, die Gemeinde über den wahren Sachverhalt von der Kanzel aufzuklären, was diese nicht ungern getan haben, weil sie ihren Vorgesetzten nicht sonderlich liebten, einmal gegen seiner Zuneigung zum Calvinismus, zum anderen, weil er sie mit den Beichtgeldern sehr kurz hielt.

Die merkwürdige Parteinahme Cieglers aber hatte unserem Eisenkrämer wieder Mut gemacht. Erbost drohte er den Diakonen Nicolaus Parche und Henneberger, sie gerichtlich zu belangen, falls sie sich unterstehen sollten, über ihn von der Kanzel Schlechtes zu sagen. Als sie es aber doch taten, lief er zum Cammergericht und verklagte sie. Darauf ging ihm am 6. Juli 1619 der Bescheid zu, er solle jetzt einfüllemal Ruhe geben wegen der „Schmierschrift ohne Bedeutung", anderenfalls drohe ihm schwere Strafe.

In der Königsberger Altstadt war nun genug schmutzige Wäsche gewaschen worden. Die Historie vermeldet nichts mehr über den Eisenkrämer, es bleibt daher offen, ob die Wittin wieder zu ihrem Eheliebsten zurückgefunden hat.

ha.

„Herr, vergib Ihnen . . .“ / Arno Holz an den Kritiker Dr. Franz Servaes

Berlin W 30, Stübbenstr. 5, 3. I. 17

Lieber Herr Servaes! Eben erhalte ich Ihr Feuilleton über den „Phantasus“ aus der Wiener „Zeit“. Als Antwort darauf lachend (Notabene das erste nur in „Paranthese“):

„. . . in heißen Nächten“. Ich arbeite niemals nachts. Nur tags. Cfr. „Phantasus“, Seite 264:

„tags
bei meinem Schaffen, bei meinem Ringen,
bei meiner Arbeit,
wenn ich mich kühn zu neuen Ufern wage,
wenn ich mich mutig immer wieder weiter
vorwärts schlage,
wenn ich nach nichts mehr um mich frage.“

Wozu schreibt man, wenn einen nicht einmal — sein Kritiker liest?

„Was ist das für ein Thythmus, der . . . keinerlei Gleichmaß anstrebt?“ Sie hätten beinah ebensogut fragen können: „Was ist das für ein Schwarz, das . . . keinerlei Weiß anstrebt? Rhythmus ist nicht Metrum und Metrum nicht Rhythmus. Und wenn sie auch noch so oft miteinader verwechselt werden!

„Dieser verschnörkelte Altersstil“. Ich amüsierte mich „halb kaputt“, als ein guter, alter Bekannter von mir — er amtiert jetzt als Direktor an der hiesigen Königlichen Bibliothek — mir zu meinem „50ten“ schrieb: „Nun feiern sie heute auch Ihren ‚Abrahamstag‘, wie

---

Arno Holz

Jmmer noch . . .

Immer noch brütet die alte Nacht
grauenvoll über den Völkern der Erde,
aber schon seh ich rot lodernd entfacht
Flammen des Geistes auf ewigem Herde.
Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit
jubelt die neugeborene Trias!
Freu dich, mein Herz, denn die goldene Zeit
dämmert, und predigen wird der Messias:

Lebt in Frieden und baut euer Zelt,
viel, ach, müßt ihr noch lehren und lernen;
e i n Herz schlägt durch die ganze Welt,
e i n Geist flutet von Sternen zu Sternen.
Ruft drum als Losung von Land zu Land:
E i n s sei die Menschheit von Zone zu Zone
erst wenn sie staunend sich selbst erkannt,
dann erst ist sie der Schöpfung Krone!

---

man in Ihrer ostpreußischen Heimat sagt. Ich habe diesen Tag schon im vorigen Jahre in aller Stille begangen. Solche Gedenktage“ (?!) „haben immer etwas Wehmütiges. Wenn das Haar anfängt grau zu werden und man sich so allmählich auf das Greisenalter einrichtet —“. Und nun kommen auch Sie? Sie, der Sie nur eine lumpige Schwangerschaftsdauer älter sind als ich? Kinder, Kinder, Kinder, packt Ihr schnell bei!

„. . . durfte das Wort niemals Selbstzweck werden . . . überschraubtes und schwülstiges Geplapper“ (Geplapper steht da!) „hinter dem der eigentliche Gegenstand der Darstellung mehr und mehr verschwindet.“

„Franzl, Franzl, Franzl!“ Pardon für diese Burschikosität: aber sie war nicht bös nur „nett“ gemeint. Mit solchen und ähnlichen Worten kongruenten Unverständnissen fertigte man einst auch die „Neunte Symphonie“ ab — alle acht voraufgegangenen waren „besser“ — oder hätte sich an „Johann Sebastian“ mit Ihnen abgewischt, wenn man diesen letzten armen Schlucker einer solchen „Ehrung“ damals überhaupt schon für wert erachtet hätte. Also ich akzeptier's, „oder i bitt' scheen“ und leg's schmunzelnd zum übrigen. —

„Nur einem zerquälten und verbitterten Innern vermochten sich Vorstellungsreihen, wie . . .“ Lieber Franz Servaes! In diesem Punkt, und zwar als dem einzigen, hört meine „Gemütlichkeit“ fast auf! Ich stehe vor Euch, aufrecht und quick wie kein Fisch im Wasser, habe alles restlos runtergewürgt, was die Welt mir bis jetzt zu würgen gab — und Sie sagen's selbst, daß das nicht grade blos ein Pappenstiel war — und lege zum Überfluß, notabene nach dem „Ignorabimus“, das humorstrotzendste „Rhythmikon“ hin, das je auf den Tisch eines „Hauses“ in diesem Falle also einer Literatur, deponiert wurde, und Eure schwachbesaiteten Nerven, die Starkes nicht mehr vertragen können, erklären, „entschuldigend“, mein „Gemütsleben“ für „vergiftet“. Es soll kein Witz sein. Auch keine „Überhebung“. Aber ich kann hier wirklich nur das Eine sagen: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht was sie tun!“ —

Lassen Sie mich jetzt schließen. Ich habe Sie nach wie vor lieb, halte mich an das, was in Ihren sieben Spalten Gutes und Kluges steht, und bin „gerecht genug“ „einzusehen“, daß über ein Werk, das „zwei Jahrzehnte getragen“, zwei, meinetwegen auch drei, oder noch mehr Wochen unmöglich „urteilen“ können.

Womit ich Ihnen herzlich die Hand drücke und mich freue auf ein hoffentlich recht baldiges Wiedersehn!

In diesem Sinne ganz Ihr A r n o H o l z.

P. S. Heute las ich, in der in ihrer Art einzig entzückenden „Briefen eines Unbekannten“) (Wien 1887), eine Lektüre, die ich mir selbst „entdeckte“, zweiter Band, Seite 116: Reinhold sagt von Kants Gegnern: „Sie erklären, daß Kant nicht zu verstehen sei und dann nehmen sie es übel, wenn man ihnen beweißt, daß sie ihn nicht verstanden haben.“

Überzeugt, daß Sie zu solchen Törichten nicht gehören, nochmals

Ihr A r n o H o l z.

[1]) „Briefe eines Unbekannten“, Alexander von Villers (1812—1880).

Gemälde für das Museum

Eine Anzahl wertvoller Bilder holländischer und italienischer Meister aus dem 16. und 17. Jahrhundert wurde dem Danziger Museum übergeben. Die Gemälde hingen vor dem letzten Kriege in deutschen Gutshäusern und wurden zum großen Teil im Jahre 1945 von einem ostpolnischen Neusiedler gestohlen. Die polnischen Behörden nahmen die Bilder diesem Polen ab und erklärten sie zum Eigentum des polnischen Staates.

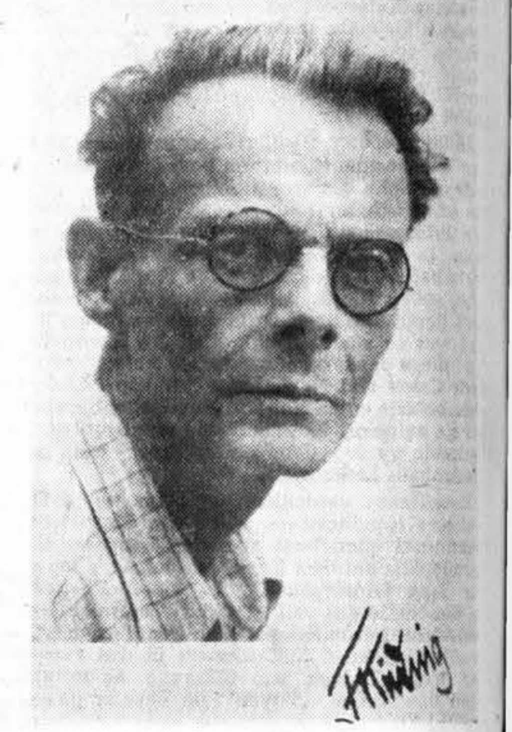
„Agnes-Miegel-Plakette“ für Fritz Kudnig

Die im Vorjahre anläßlich des 80. Geburtstages der großen ostpreußischen Dichterin Agnes Miegel vom „Tatenhausener Kreis“, einer Arbeitsgemeinschaft ost- und westdeutscher Heimatfreunde, gestiftete „Agnes-Miegel-Plakette“ wurde nun für das Jahr 1959 auf persönlichen Vorschlag der Dichterin und in ihrem Beisein erstmalig an den heute 71jährigen Dichter Fritz Kudnig verliehen: in „Anerkennung seiner Verdienste um die Begegnung der ost- und westdeutschen Menschen“, das besondere Anliegen, das sich die seit etwa zehn Jahren bestehende Arbeitsgemeinschaft als Aufgabe gesetzt hat.

Die feierliche Verleihung der Plakette im schönen Saal des Heimatmuseums der westfälischen Stadt Warendorf vor zahlreichen Ehrengästen und Vertretern der Regierung und der Stadt erfolgte durch Agnes Miegel selbst, die in bewegten Worten ihre innere Verbundenheit zu ihrem Landsmann und dessen dichterischem Werk zum Ausdruck brachte. Ergriffen dankte Fritz Kudnig für die ihm mit dieser Auszeichnung erwiesene Ehre, die er als Verpflichtung empfinde, an seinem Platze auch weiterhin für das ganze deutsche Volk, im besonderen für seine engere ostpreußische Heimat zu wirken.

Die Stadt Warendorf gab zu Ehren Agnes Miegel und des ersten Trägers der „Agnes-Miegel-Plakette“ einen festlichen Empfang im Rathaus.

Am Vorabend las Fritz Kudnig vor seinen ostpreußischen Landsleuten aus seinem Werk, das vor allem ein lyrisches ist, und das in zahlreichen Stimmungen und Bildern die Landschaft der Heimat feiert („Das Wunder am Meer“ und „Land der tausend Seen“, beide Gedichtbände im Gräfe und Unzer Verlag, München; „Herz in der Heimat“, Erzählungen



aus Heimat und Kindheit, Eichland-Verlag, Göttingen).

Die Bronze-Plakette ist ein Werk der in der Nähe von Münster lebenden Künstlerin Erna Becker-Kahnus.

Soeben erreichte uns noch die Vorankündigung eines neuen Buches von Fritz Kudnig, einer Sammlung heiterer Geschichten aus Ost- und Westpreußen unter dem Titel „Heitere Stremel von Weichsel und Memel“, zu der alle bekannten Autoren der Heimat sich mit Beiträgen beteiligt haben (Aufstieg-Verlag, München). -gkl-

Reformer und Revolutionär

Zum 30. Todestag von Arno Holz am 26. Oktober

In der deutschen Dichtung der Jahrzehnte um die letzte Jahrhundertwende gebührt dem am 26. April 1863 zu Rastenburg in Ostpreußen geborenen Arno Holz ein besonderer Rang als Bahnbrecher einer neuen Gesinnung und als einem Reformer der Lyrik. Schonungslos kritisierte er die romantisch verbrämte Unaufrichtigkeit und das hole Pathos jener Zeit; er war der Erste, der es wagte, die Metrik des Verses und damit seinen Zwang aufzuheben, dem sich bis dahin jeder gebeugt hatte.

1885 trat er mit seinem „Buch der Zeit“, einem Lyrikbande, zum ersten Mal an die Öffentlichkeit. Dann entstand sein mit dem Gesinnungsfreunde Johannes Schlaf gemeinsam geschaffenes Hauptwerk „Papa Hamlet“, drei Prosastudien als Musterbeispiele des geforderten naturalistischen Stils.

Um das Erscheinen dieses Werkes zu ermöglichen, griff Arno Holz zu einer List: Was er als junger Schriftsteller brauchte, war ein Verleger und das Lesepublikum. Da nun zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Literatur der großen Skandinavier Björnson, Ibsen, Strindberg sehr „in Mode“ war, gab er den „Papa Hamlet“ unter dem Namen Bjarne P. Holmsen als eine Übersetzung heraus, und sofort hatte er einen Verleger. Um die Täuschung noch glaubhafter zu machen, wurde dem Buche ein Bild und eine Kurzbiographie des „norwegischen, in Deutschland noch unbekannten Schriftstellers“ beigegeben, und sogleich fand sich das Lesepublikum.

Das Buch erregte durch seinen Gehalt und seine neuen Töne in literarischen Kreisen Aufsehen. Gerhart Hauptmann ließ sich von ihm zu dem ersten naturalistischen Drama in deutscher Sprache „Vor Sonnenaufgang“ anregen, dem er eine Widmung an Bjarne P. Holmsen voranstellte.

Arno Holz bekannte sich später als Autor. Das Foto von dem angeblichen norwegischen Schriftsteller stellte einen biederen Verwandten dar, der ein Geschäft auf dem Vorderroßgarten in Königsberg hatte.

Zeit seines Lebens hat Arno Holz für seine literarische Überzeugung einen tapferen Kampf geführt. Trotz verletzender Anfeindungen und vieler Enttäuschungen wich er von dem beschrittenen Wege nicht ab. Wirtschaftliche Not, sogar der Hunger, begleiteten seinen Lebensweg; Bitternis und Kummer verschonten ihn nicht, standhaft aber lehnte er es beharrlich ab, auf einen billigen Erfolg hin zu schreiben, er hielt seinem Werk die Treue. Mehrfach wurde er für den Nobelpreis vorgeschlagen, doch wurde er stets übergangen. Die Unbeirrbarkeit seines Weges in der Lyrik wie in der Prosa aber führte letztlich zum Ziele. Die Universität Königsberg ehrte ihn 1921 mit der Verleihung der Würde eines Ehrendoktors. Als Arno Holz am 26. Oktober 1929 in Berlin starb, galt er als eine anerkannte und verehrte Gestalt der deutschen Dichtung. Von seinen Dramen hat sich heute zwar lediglich der „Traumulus“ auf der Bühne gehalten; die Ursprünglichkeit seines Schaffens aber, wie die Kraft seiner Sprache, wurde Vorbild einer neuen deutschen Lyrik.

G. S.

Königsberger Schüler trafen sich

Ehemalige Lehrer und Schüler des Altstadt-Kneiphof-Gymnasiums Königsberg (Ostpreußen) trafen sich im Realgymnasium Hannover, das vor fünf Jahren die Patenschaft über diese älteste Schule Ostpreußens übernommen hatte.

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

(Fortsetzung)

Während die Tilsiter Burg wie auf verlorenem Posten um ihre Erhaltung kämpfte, wurde die Situation im übrigen Ordenslande immer bedrohlicher; denn Unzufriedenheit und Aufsässigkeit nahmen zu.

Da entschloß sich Heinrich von Plauen, um die Stände für sich zu gewinnen, gegen den Protest der Ordensgebietiger zu einer umwälzenden innerpolitischen Reform, die beinahe einer Revolution gleichkam. Auf dem Ständetag zu Osterode 1412 wurde auf sein Geheiß zur mitverantwortlichen Regierung ein aus Bürgern und Adligen bestehender Landesrat eingesetzt. Das erste Parlament in Preußen war geschaffen. Daß solches zur Erhaltung des Staates geschah, wurde vom Orden verkannt. War man dem eigenwilligen, strengen und allzu selbstherrlich regierenden Hochmeister schon lange nicht mehr wohlgesonnen, so begann man jetzt gegen ihn geheimen Groll zu hegen. In Wirklichkeit wollte Plauen aber nur Zeit gewinnen, um bei passender Gelegenheit wieder die alleinige Ordensherrschaft im Lande aufzurichten. Es war ein Doppelspiel, dessen Einsatz Heinrich von Plauen verlor, wie die Folgezeit erwiesen hat.

Die erste Amtshandlung des neuen Landesrates war die Bewilligung neuer Steuern, die der Hochmeister zur Ablösung der drückenden Lösegeldverpflichtung brauchte. Man muß vorausschicken, daß Preußen ein junges Kolonialland war, in dem der Staatsgedanke noch keinen festen Fuß gefaßt hatte. Vielmehr war Eigennutz der beherrschende Gedanke der Kolonisten.

Als deshalb die Steuern eingetrieben wurden, kam es zu den ersten Konflikten mit den Städten. Besonders schwerwiegend und den Hochmeister mit schwerster Menschenschuld belastend war der mit Danzig. Als freie Stadt und auf ihre Rechte pochend, verweigerte die Bürgerschaft den geforderten „Schoß“ (Steuer). Der Komtur zu Danzig ließ heuchlerisch die Stadthäupter zu Verhandlungen zu sich bitten, und so begaben sich der allseits beliebte Bürgermeister Konrad Letzkau, der Altermann Arnold Hecht und der Ratsmann Bartholomäus Groß aufs Schloß. Dort angekommen, ließ der Komtur sie ermorden, um die widerspenstige Stadt durch dieses blutige Exempel gefügig zu machen.

Heinrich von Plauen, dem als obersten Gerichtsherrn diese Bluttat sofort berichtet wurde, hat dazu geschwiegen und die Tat nicht gesühnt, da der Komtur sein Halbbruder war, während einige Chronisten berichten, daß er sein leiblicher Bruder gewesen. Durch das ganze Land ging ein Schrei der Empörung, die Städte begannen, sich in geheimen Schutzbünden zusammenzutun.

Große Erbitterung herrschte auch im Culmerlande und in Pommerellen, wo der Adel abzufallen begann und sich zu Polen hinwandte. Der Anlaß war folgender: Heinrich von Plauen hatte einen ihrer Standesgenossen, den Herrn Nicolaus von Renys, wegen angeblichen Verrats in der Schlacht bei Tannenberg öffentlich hinrichten lassen. Ein Chronist berichtet wie folgt diesen Vorfall: „Herr Nitcze von Renys wyn banerfüwrer im Colmescen lant der fürte die baner nicht als eyn bydderman unde her was der myt rechte obirwunden, czu Gruendtcz wart her geköpt.“ Auf der Suche nach Schuldigen am verlorenen Krieg hat Heinrich von Plauen auch andernorts überall blutige Rache geübt.

Bald ist Heinrich von Plauen, der berufen schien, den Orden vom drohenden Untergang zu retten, sowohl den Seinigen wie dem Volke gleichviel verhaßt. Als er erneut seine Absicht kundgab, Polen jetzt mit einem Vergeltungskrieg zu überziehen, schien das Maß gerüttelt voll zu sein. Es kam zum offenen Konflikt mit dem Orden.

Auf diesen Moment hatte sein im geheimen gegen ihn konspirierender und schärfster Widersacher, der Ordensmarschall Michael Küchmeister von Sternberg, nur gewartet. Er berief das immer noch mächtige Ordenskapitel auf die Marienburg und am 14. Oktober 1413, fast auf den Tag genau drei Jahre nach seiner Inthronisierung, wurde Heinrich von Plauen seines Hochmeisteramtes entsetzt, er selbst in Haft genommen. Man machte den Prozeß und warf ihm u. a. vor, ein Verächter der Ordensregel zu sein und ohne den „Rat der Brüder“ willkürlich geherrscht zu haben; auch die Unsicherheit im Lande, die Steuerlast und die schlechte Beschaffenheit der Münzen wurden ihm als seine Schuld zugeschrieben. Plauen wurde zum einfachen Komtur degradiert, der er vorher gewesen, und bekam die unbedeutende Komturei Engelsburg zugewiesen.

Am 14. Januar 1414 wurde er noch einmal auf die Marienburg vorgeladen, in welcher Michael Küchmeister seinen größten Triumph auskostete; denn er wurde einstimmig zum neuen Hochmeister gewählt. Heinrich von Plauen aber mußte huldigend die Knie vor ihm beugen. Wahrlich, es ist wohl die dunkelste Stunde seines Lebens gewesen, als man ihn hier zutiefst demütigte.

Dann wurde es still um Heinrich von Plauen. Noch einmal wird er aber in die politischen Wirren hineingezogen, und zwar wieder durch seinen Halbbruder, der schon einmal sein Verhängnis war. Dieser war jetzt Komtur von Lochstädt geworden. Man bezichtigte den Halbbruder Plauens der hochverräterischen Beziehungen zu Polen mit dem Endziel, Heinrich von Plauen wieder als Hochmeister einzusetzen und das Land dem Feinde in die Hände zu spielen.

Obwohl auch die neuere Geschichtsforschung keine Aufklärung darüber gebracht hat, erscheint es nicht ganz ausgeschlossen, daß Plauen aus krankhaftem Ehrgeiz zu diesem Mittel griff. Man erinnerte sich auch, daß ihm der Polenkönig, dessen Feind er noch war, zu seiner Wahl als Hochmeister damals 1410 Glückwünsche sandte. Jedenfalls gelang es dem Komtur, bei Nacht und Nebel zu entfliehen; man hat nie mehr etwas von ihm gehört. Heinrich von Plauen aber wurde als Gefangener in Ketten abgeführt und auf die Burg Brandenburg am Frischen Haff gebracht, wo er viele Jahre im Verließ geschmachtet hat.

Erst nach dem Tode seines Gegners Michael Küchmeister hat der am 10. März 1422 gewählte Hochmeister Paul von Nußdorf, der Plauen milder gesonnen war, ihn aus dem Kerker erlöst und Burg Lochstädt ihm zum freien Aufenthalt zugewiesen. Still und zurückgezogen, gebrochen an Leib und Seele siechte Heinrich von Plauen hier dahin. Er, der zu herrschen gewohnt war, war jetzt hilflos zu tatenloser Einsamkeit verdammt. Übelgesinnte Ordensbrüder fügten ihm mancherlei persönliche Kränkungen zu, wie aus seinen klagenden Briefen an den Hochmeister zu ersehen gewesen ist.

Aus Erbarmen ernannte der mildherzige Paul von Nußdorf den ehemaligen Hochmeister im Jahre 1429 zum Pfleger auf Lochstädt. Noch einmal flackerte der Lebenswille auf. Mit Wehmut mag er die noch in unserer Zeit erhaltene Inschrift über dem Portal gelesen haben: „Mase ist czu allin dingin gut“.

Anfang Dezember desselben Jahres begann Heinrich von Plauen abermals zu kränkeln. Und um die Weihnachtszeit kam der Tod als Erlöser und endete ein wildbewegtes, schicksalsschweres Leben, das einst zu Höherem berufen schien. Seine letzte Ruhestätte hat er in der Hochmeistergruft auf der Marienburg gefunden. Ein schlichter Stein überlieferte der Nachwelt hiervon Kunde: „In der jarzal Xsti 1429 do starb der erwirdige bruder Heinrich von Plawen.“

(Fortsetzung folgt)

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Herbstgespräch unter einer Kastanie

Von Edith Mikeleitis

Drei Frauen. Die letzten Sonnenstrahlen treffen die Bank unter der Kastanie, deren Blätter gelb werden. Reife braune Früchte liegen im Gras und auf dem Sand des Weges. Der Spielplatz ist fast leer. Nur die drei Kinder, die zu den Frauen gehören, bauen aus Kastanien und nassem Sand phantastische Türme. Eine der Frauen, weißhaarig und still, hort dem Gespräch der beiden jüngeren zu. Ihr Gesicht drückt ergebene Ruhe aus.

„Mein Mann", sagt die blonde, üppige Nachbarin zu ihrer Linken, „hat abends keine Lust, mit mir auszugehen. Er sei müde, sagt er. Dabei glaube ich, daß seine Arbeit in der Bank ein reines Vergnügen ist. Er hat Kollegen und Kolleginnen. Wer weiß, was sie sich alles erzählen! Ich sitze den ganzen Tag mit dem Kind zu Hause oder bei gutem Wetter hier draußen. So habe ich mir die Ehe nicht gedacht. Hätte ich das gewußt, dann wäre ich im Beruf geblieben."

Schmollend verzieht sich ihr hübscher Mund. Der Ausdruck ihres Gesichts ist gelangweilt.

Neugierig hört die braunhaarige junge Frau zur Rechten zu.

„Mein Mann ist lustig. Ihm kann es nicht genug Spaß geben. Wenn er aus der Fabrik kommt, will er etwas erleben. Ins Kino kann man nicht immer gehen. Gasthäuser sind teuer, und das Geld reicht nicht... Ich wäre froh, wenn er einmal zu Hause bleiben wollte!"

Ihre Augen werden unstet. Die alte Frau beobachtet und sagt nichts. Aber sie scheint manches zu wissen.

„Der Claus nimmt mir immer meine Kastanien weg", schreit das kleine blonde Mädchen plötzlich und schlägt auf den Jungen ein, der zu der braunen Frau gehört. Schon wechseln feindselige Blicke zwischen beiden Frauen herüber und hinüber.

Da greift das dritte Kind ein, ein etwa achtjähriges Mädchen. Ruhig nimmt sie Claus die Kastanien aus der Hand und gibt sie Ingrid, lacht fröhlich und fängt einen neuen Turm zu bauen an, der die beiden Kleinen sichtlich interessiert.

Die alte Frau lächelt. Ihre Enkelin Sabine hat etwas von ihrem eigenen Wesen geerbt, denkt sie. So hat auch sie immer Streit zu schlichten gewußt, ohne sich einzumischen.

Die beiden jungen Frauen setzen ihr Gespräch fort.

„Wer weiß, was mein Mann tagsüber treibt", sagt die Blonde. „Die Kolleginnen fragen nicht danach, ob ein Mann verheiratet ist oder nicht. Das gilt heute nichts. Sie wollen auch etwas vom Leben haben, sagen sie."

Ihre Mundwinkel verziehen sich verächtlich. Die Braune lauscht begierig.

„Mit Frauen hat mein Mann nichts, aber..." Sie schweigt. Die unbezahlten Rechnungen — ach, wer will immer daran denken! Nervös spielen ihre Finger mit einem Schlüsselbund.

Die alte Frau redet nicht. Was soll sie auch dazu sagen? Jeder in der Straße der kleinen Stadt weiß genau, daß sie ein schweres Leben hat. Niemand begreift ihre Ruhe und die stille Freundlichkeit in ihren Zügen.

Plötzlich wendet sich die Blonde ihr direkt zu. „Das könnte ich nicht wie Sie, Frau Drews..." Was meint sie damit? Die Angeredete schweigt. Zögernd fährt die Junge fort: „Wie machen Sie das nur? Man weiß doch, daß Ihr Mann viel Geld in der Fabrik verdient — und alles versäuft!"

Da ist es heraus. Einen Augenblick schließt Frau Drews die Augen. Man sieht plötzlich, wieviel Schmerz in diesen Zügen ruht. Ja, ruht, denn sie steht darüber.

„Er braucht mich", sagt sie still. Ihre Augen sehen gelassen in die Weite.

„Ich wäre längst weggelaufen", eifert die Braune. „Schließlich ist eine Frau ja auch ein Mensch."

Frau Drews nickt. „Gerade darum."

Seltsame Worte. Die jungen Frauen verstehen nicht. Man hat doch sein Recht auf ein ordentliches Leben. Ein Trinker? Das Schlimmste!

„Er war immer ein guter Mann", fügt Frau Drews hinzu. „Seit der Flucht aus dem Osten." Sie scheint nicht erklären zu können, was damals geschehen ist. Über ihr Gesicht läuft es wie Entsetzen. Die Bilder der Ausweglosigkeit und der Grausamkeit mögen sie überfallen.

Dann wird sie wieder ruhig. „Da war nur Mensch zu Mensch, nichts anderes. Guter Mensch oder schlechter Mensch. Mein Mann war der Beste von allen. Er hat Kinder gerettet und Frauen verteidigt. Aber hinterher..."

Ein Zittern huscht über ihre Züge. Nach einer Weile flüstert sie beinahe unhörbar: „Er hat es nicht ausgehalten, die Schlechtigkeit zu sehen, wie sie eben ist. Der Schnaps ist wie eine Planke, an der er sich hält..."

Die Frauen schweigen eine Weile. Dann sagt die Blonde: „Das sind Ausreden. Darauf braucht eine Frau nichts zu geben. Da muß ein Mann drüber wegkommen."

Die Braune nickt beistimmend. Frau Drews lächelt. Dieses Lächeln macht sie jung. Viel jünger als die beiden sind, deren Körper noch üppig im Saft stehen.

„Was machen Sie, wenn Ihr Mann . . . so . . . so nach Hause kommt?" Die Blonde mag nicht ausreden. Man versteht auch ohne Worte.

Frau Drews bleibt in ihrem Lächeln, nur ihre Hände falten sich wie unwillkürlich. Es ist eine Gebärde, die die beiden jungen Frauen nicht verstehen. Nein, sie sehen nichts darin, obwohl es ihnen die Antwort geben soll, die die Lippen der alten Frau verschweigen.

Die Sonne ist hinter dem Horizont verschwunden, die drei Frauen nehmen ihre Kinder an der Hand und gehen nach Hause, jede in ihren Kreis und in ihre Gedanken hinein.

Sabine verabschiedet sich von der Großmutter vor ihrer Tür. „Willst du nicht zu uns ziehen, Großmutter? Der Vater hat gesagt, das wäre besser für dich."

Lächelnd schüttelt Frau Drews den Kopf und streicht der Enkelin über das Haar. „Es gibt nur Mensch zu Mensch. Nichts weiter. Wir dürfen nicht feige sein, Sabine. Der Großvater braucht mich."

Das Mädchen entfernt sich erleichtert.

Es ist gut, wenn ein Mensch sein Geschick zu tragen versteht. Das fühlt selbst ein Kind...



Murillo / Traubenessender Knabe

TAMARA EHLERT

Mein Karren und ich

Mein Karren und ich sind alt.
Wir ziehen Büschel von blonden Bananen
vorbei an ratternden Straßenbahnen
und denken dabei an Wald
und Farnkrautfahnen.

Mein Karren war einst ein Baum
der den Regen trank,
dem Schnee wie leuchtender Schaum
in die Äste sank.
Und mir gehörte der Bach
und die Brombeerschlucht,
ich ahmte den Kuckuck nach
— auch den Pferdeknecht, wie er flucht —
und den fischenden Kormoran
in der stillen Bucht.
Ich zapfte die Birke an
und trank ihren Saft
und hörte den Wind im Binsenschaft
und im Löwenzahn.
Wo der Wind mit den Gräsern spricht
komme ich her.
Zwischen Gras und Wegwartenlicht
gilt das Leben mehr.

Mein Karren und ich sind alt.
Wir ziehen Büschel von blonden Bananen
vorbei an ratternden Straßenbahnen
wir ziehen Berge von gelben Birnen
vorbei an runzligen Häuserstirnen
und träumen vom Wald.

Josef Mühlberger

Die Zugvögel sammeln sich

Es wird Herbst.

Ich sitze am sonnigen Waldrand auf einem Hügel und schaue ins Tal; schaue zu, wie sich die Zugvögel sammeln.

Wie in den Jahren der staunenden Kinderzeit bewegt mich dieses Bild der Vögel, die sich zum Aufbruch rüsten. Jetzt weiß ich, was mich daran bewegt: die Weite, die Freiheit.

Gibt es ein anderes irdisches Lebewesen, das freier wäre als ein Vogel? Wem gehörte die Weite der Erde und des Himmelsraumes mehr als ihm! Wenn er sich zum Abflug vom Zweig des Baumes abstößt, liegt vor ihm der endlose, freie Raum, in den er sich stürzen kann. Da zittert, ihm nachblickend, mein Herz wie der Zweig, den der Vogel verlassen hat und der bleiben muß.

Nun werden die Vögel die Weite bald in ihrer ganzen Köstlichkeit fühlen. Wälder werden zu ihnen empordunkeln, Täler mit dem leuchtenden Lauf der Flüsse tief unter ihnen liegen, aus den Weinbergen werden erntende Winzer zu ihnen emporblicken, aus Nebelschleiern werden Seen schimmern, Stürme werden ihre Schwingen tragen oder zur Rast zwingen, Städte werden wie das aufgestellte Spielzeug eines Kindes unter ihnen liegen. Endlos wird sich der Spiegel des Meeres unter ihnen ausbreiten, Küstengebirge werden sich aus den Wolken schälen, die Wüste wird ihnen heiß entgegenatmen, und die schlammigen Ufer des Nils werden sie zum Bleiben verlocken oder die endlosen, stillen Gebüsche Südafrikas. Hier treffen sich die Störche aus ihren verschiedenen Sommerheimaten, denen die Menschen Namen gegeben haben, Dänemark, Polen, Ungarn, Belgien... Sie kennen diese Namen nicht, sie kennen nur die Winde und Wälder und Gewässer dieser Länder. Welch wunderbare Freiheit in solch namenloser Weite! Das denke ich, da ich sehe, wie sich die Zugvögel sammeln, und erinnere mich ihres Liedes im Frühling.

Klingt es darum so grenzenlos und hinnehmend, so gesammelt und entführend, weil es voll dieser Weite und Freiheit ist? Alles das ist in ihrem Gesang, wenn sie nach unserem Winter wieder zu uns heimkehren, ist in ihrem Lied, wie das Harz eines Myrtenbaumes von Punt an ihren Krallen kleben mag und an ihrem Schnabel der Staub einer Lotosblüte am Nil, aus der sie ein Insekt gehascht haben, wie der Sand der Wüste und der Salzgeruch des Meeres und der Wind der Pyrenäen in ihrem Gefieder haften mag, eine abendliche Rast auf einer der Säulen von Pästum oder ein Bad zwischen den Klippen an der dalmatinischen Küste. Diese ganze Fülle der Weite und Freiheit mag in ihrem Frühlingslied mitklingen, darum ist es so reich und schön.

Sag nicht, daß das alles nur hineingeklügelt ist. Das Frühlingslied eines Vogels übertrifft alle unsere menschliche Klugheit. Übertrifft es nicht unsere menschliche Klugheit, daß eine Schwalbe nach ihrem Flug über viele Zonen und Länder und Meere und Wälder und Flüsse und Berge und zahllose Städte, das Dorf wiederfindet und in diesem Dorf die Hütte und in dieser Hütte den Flur, an dessen Wand sie ihr Nest gebaut hat? Das sichere Finden des Weges im weglosen Raum — übertrifft das nicht all unser Wissen?

Der Vogel hat sein Lied, der Mensch die Sprache. Was aber sind unsere menschlichen Worte vor den Tönen des Vogelliedes geworden! Achtlos hingegeben, achtlos hingenommen... Einmal, ehe sie sich von ihren Ursprüngen entfernt haben, mögen die Worte unserer menschlichen Sprache so gewesen sein wie die Töne des Vogelliedes. Da hatten die Worte noch ihre Wurzeln in der Fülle und Schönheit der Welt und im Herzen. Sie haben über vielem und unbedachten und flüchtigen Gebrauch ihre Kraft verloren. Einmal waren die Worte der menschlichen Sprache wie Blätter, die fest und grün an den Zweigen des Lebensbaumes saßen und tiefher aus der dunklen Erde und hochher von der Sonne ihre Kraft nahmen. Jetzt sitzen unsere Worte nur mehr lose am Baum des Lebens — und an unseren Lippen —, wie Blätter, die müd und kraftlos geworden sind; ein nächster Wind kann sie ablösen und fortwerfen.

Es ist Herbst geworden.

Ich kaue an einer Beere, die ich vom Strauch gepflückt habe; sie schmeckt nicht süß, ihr Saft ist herb und streng, voll reifer Kraft. Wäre das Wort in unserem Munde doch wieder so, voll Kraft der Erde und Sonne, voll Regen und Wind und Reif und Schnee — voll Jahreszeiten, voll Wachstum. Solches Wort würde aus einem Glauben kommen und den, der es hört, glauben machen.

Ich blicke über mich.

In geordnetem Flug streichen Zugvögel über mich hin. Ja, die Kraft und Schönheit unserer Erde ist in diesem Flug, im Gesang der Vögel, im Bau ihrer Nester, in der Vorahnung von Regen und Stürmen und Kälte; alle irdische Fülle und Freiheit, aber noch mehr: das geheime Gesetz, das die Welt ordnet, lebt in ihnen und ordnet ihren Flug.

Ich blicke ihnen nach, und mir ist, ich sähe ein schwebendes Sternbild.

RUTH SYRING

Herbstliches Bild

Noch sirren die Grillen,
Sonnenblume lächelt am Zaun.
Der Wind schlief ein.
Samtene Zinien füllen
Gärten, gelb, rot, braun.
Am Hang reift Wein.

In der Stille eine Fanfare:
Aufbruch lärmen die Stare!

Jäher Schatten auf der Sonnenuhr:
Die lichten Stunden sind gezählt.
Der Wind erwacht,
im Sand verweht die Spur.
Früh weißer Nebel fällt,
bald kommt die Nacht.

Ich spüre die fliehenden Jahre:
In der Pappel lärmen die Stare.

Pflicht - du erhabener Name

„Auf zwei Stöcken waren in dem Heilbronner Gymnasium meiner Jugend, eine bauliche Ausweitung vor dem Klassenzimmer pädagogisch dekorierend, Büsten großer Deutscher, wenn auch nur in Gips, auf Wandkonsolen angebracht: Goethe, Schiller, Herder, Klopstock usw.; natürlich, da es ums Schwäbische ging, auch Uhland. Nach meiner Erinnerung fehlte Hegel. Knappe Zitate waren als Merkworte unter die Büsten an die Wand gemalt.

Den Namen Immanuel Kant zu nennen, weckt in dieser argen Gegenwart schmerzhafte Gefühle — er ist nun eben für uns und die Welt nicht in Kaliningrad, sondern im preußischen Königsberg geboren. Ich weiß nicht, aus welchem Werk, vielleicht aus welchem Brief das Wort stammt, das da in strenger Antiqua an die Wand gemalt war: „Pflicht, du erhabener großer Name". Seltsam genug — das ist keine Floskel, für die heutige Stunde erfunden: dieses Wort hat als eine stille Melodie mein ganzes Leben irgendwie begleitet, ist bei mancherlei Gegebenheiten aufgeklungen..."

Prof. Dr. Theodor Heuss

Gerda von Kries

Einkaufsbummel in Danzig

Bernt von Heiseler bezeichnete einmal den großen westpreußischen Schicksals- und Familienroman „Die Kronacker" von Gerda von Kries als „einen unserer besten Familienromane". Mit ihrem neuen Roman „Kleewitter Vermächtnis" schildert die Autorin nun das Schicksal der Kronacker-Enkel; daraus ergeben sich zahlreiche starke Beziehungen zwischen beiden Werken, obwohl ein jedes völlig in sich geschlossen ist und das neue Buch keine unmittelbare Fortsetzung der „Kronacker" darstellt. Zeitlich schließt das erste Werk mit dem preußisch-österreichischen Krieg von 1866 ab, während der zweite Band unmittelbar in unsere Gegenwart hineinführt. Auch hier weitet sich der Familienroman wieder zum großen Zeit- und Schicksalsgemälde, und das westpreußische Land, Marienburg und Danzig geben wieder den unverwechselbaren Hintergrund.

Im Mittelpunkt steht auch diesmal eine Frauengestalt: Agnes Kronacker — und die Handlung setzt ein mit der schicksalhaften Reise der in München aufgewachsenen Agnes im Frühsommer des Jahres 1939 nach Westpreußen, um dort ihre Verwandten und die alten Familiengüter zu besuchen. Ihrer lebensfrohen Kusine in Kleewitten fühlt sie sich schwesterlich verbunden. Sie erlebt im ersten Kriegswinter deren Verlobung mit dem zuverlässigen, herben Landwirt Ludwig Fromeike. Nach Almuts frühem Tod 1943 heiratet Fromeike Agnes Kronacker, um seinen zwei kleinen Töchtern eine gute Mutter zu geben. Die Ehe zwischen diesen beiden ungleichen Menschen, der Krieg, die Flucht nach dem Westen in verschiedenen Trecks, das Wiedersehen in einem bayrischen Bergdorf nach drei ereignisschweren Jahren, der gemeinsame Neubeginn auf einer Siedlerstelle im Niedersächsischen, wo auch ein großer Teil der übrigen Familie Kronacker lebt — dies alles fordert von der zarten Agnes fast übermenschliche Anstrengungen und Opfer. Aber wie einst ihre Ahnfrau Sabine Segenthin, hat sie ihr Leben einem höheren Gesetz untergeordnet. Über die Kinder findet sie den zum Herzen ihres Mannes und wächst allmählich in das bäuerliche Leben hinein. Sie wird glücklich im Geben und Nehmen.

G. v. Kries schenkt uns mit diesem Buch ein Stück wirklichen Lebens und eine anschauliche Schilderung von den westpreußischen Verhältnissen aus den letzten Jahren vor dem russischen Einbruch. Das ergreifende Schicksal der Agnes Kronacker kann vielen Lesern Trost und Lebensmut geben.

Nachstehend bringen wir einen kurzen Abschnitt aus dem Anfang des Romans, in dem die erste Begegnung Agnes' mit dem noch unversehrten Danzig geschildert wird.

In Marienburg stiegen sie um, und ohne Zollrevision ging es weiter nach Danzig. Die alte Hansestadt tauchte aus dem grauen Morgendunst auf, die Sonne hatte sich inzwischen hinter den Wolken verkrochen. Trotzdem hatte die Stadt mit ihren Türmen und Toren, Gassen und Giebeln — viel besungen, viel geliebt — für die Mädchen etwas Berauschendes. Almut war selten hierher gekommen. Die andere Währung, die Zollrevision hatten das Einkaufen erschwert. Dennoch kannte sie sich aus in dem Gewirr der Gassen und Gäßchen, führte die Kusine durch die Brotbänken- und Fleischergasse, Hunde- und Frauengasse, am Kiek in die Kök vorbei — und ertappte sich hin und wieder auf dem unzeitgemäßen Wunsch, daß sie ihr die Stadt lieber ohne Flaggenschmuck und Transparente in ihrer schlichten Schönheit gezeigt hätte. Sie kamen zum Fischmarkt, kauften Schleien und Karauscheh und hörten die Rufe der stadtbekannten Fischfrauen: „Scheene Reicherflundern, einsfufzig das Fund."

„Jetzt müßte die Sonne herauskommen", meinte Almut, als sie mit Agnes vor dem Artushof stand. „Du glaubst nicht, Agnes, wie schön die Stadt dann aussieht. Die reine Märchenstadt. Wenn alle Giebel und Türme in der Sonne blitzen und vom Neptun der Dreizack wie Gold leuchtet und über allem die Marienkirche so mächtig aufsteigt in ihrem warmen tiefen Rot."

Einmal hielt Agnes den Schritt an. „Ist das nicht die Jopengasse? Hat hier nicht die Ahne gewohnt?" sagte sie fast betroffen. „Almut, hier war es, daß ihr Vater ins Zimmer kam und sagte: „Sabine, du wirst den Amtmann Kronacker heiraten.' Und hier kamen am Hochzeitstag die drei Leiterwagen angerumpelt, um ihre Aussteuer zu holen — und sie hatte doch nur eine einzige Truhe." Sie starrte hinauf an den schmalbrüstigen Häusern, die Giebel an Giebel, Dach an Dach gebaut waren, so eng, daß vom Himmel fast nichts mehr zu sehen war; alle überragt von dem gewaltigen Turm der Marienkirche.

„Das du das alles weißt!" wunderte sich Almut.

„Der Großvater hat mir viel erzählt. Ich wollte immer wieder dasselbe hören. Aber daß sie den Mann heiratete, den sie kaum kannte, das konnte ich nie verstehen."

Almut führte die Kusine die Langgasse hinunter durch das Grüne Tor zur Mottlau, zeigte ihr die Speicherinsel und die Getreidespeicher, „und dort, dort siehst du das Krantor, schwarz und wuchtig, uralt und weltberühmt. Hier auf der Mottlau ist immer Leben, auch mitten im Winter, wenn die Schiffe schlafen. Weißt du, wie man hier sagt? Winter ist, wenn die Möwen auf der Mottlau Schlittschuh laufen. Sie nur, wie diese dort schlidert und was für ein dammliches Gesicht sie dazu macht."

Wie vorauszusehen war, nahmen die Besorgungen eine Menge Zeit in Anspruch. Die Mädchen liefen die Langgasse hinauf und hinunter, kehrten bei Mix auf dem Langen Markt ein und kauften bei Sternfeld und Stumpf, bei Fass und Mischke ein. Und alle Augenblicke war Almut in einem Zigarrenladen entschwunden und kam heraus mit kleineren oder größeren Päckchen und einem befriedigten Lächeln.

„Wir werden so nicht fertig", stellte Almut fest, als es von der Marienkirche zwölf schlug. „Ich muß für Papa einen Machandel und für Mama Gewürze kaufen. Du kannst für die Schulkinder die Bleistifte und Kalenderchen besorgen, in irgendeinem Papierwarenladen, je vierzig Stück. Und dann treffen wir uns wieder, sagen wir in einer kleinen halben Stunde. — Ja, wo wollen wir essen?" Sie überlegte. „Da ist die ‚Weiße Schleife' in der Altstadt, aber da gibt's keinen Alkohol, und ein Danziger Goldwasser mußt du dir unbedingt genehmigen. Dann ist da der ‚Danziger Hof' am Dominikswall, aber der ist grausam vornehm. Dann ist da die ‚Wolfsschlucht' . . .

„Wie, was? Entsetzen!" rief Agnes, deren Lieblingsoper der „Freischütz" war. „Dort in der Schreckensschlucht?"

Almut beruhigte: „Nein, ich weiß was besseres. Gehen wir zu Lauterbacher. Früher hieß er der ‚Warme Bodenburg'. Weißt du die Jopengasse, wo wir vorhin so lange standen? Paß mal auf: Hier sind wir auf dem Holzmarkt, jetzt gehst du an der ‚Kaffeemühle' vorbei — so nennen die Danziger ihr Theater —, dann die Breitgasse hinunter und die dritte Quergasse rechts, Dann bist du in der Jopengasse, verstehst du?"

„Ich verstehe", sagte Agnes; aber es klang nicht ganz überzeugt. Die Mädchen trennten sich. Daß Pünktlichkeit nicht gerade Almuts Stärke war, hatte Agnes schon ab und zu erfahren; wenn sie nach Marienburg fuhren und Almut ihre Eier da und dort anbrachte und gegen Zigarren und Likörchen einhandelte, konnte Agnes unzählige Male die Hohen und Niedrigen Lauben auf und ab wandern, ehe die Erwartete zum Vorschein kam. So war sie auch jetzt auf einiges gefaßt. Sie hatte nach wiederholten Fragen die Gaststätte von Lauterbacher gefunden, hatte sich einen Fensterplatz ausgesucht und sah durch die Scheibe die Jopengasse hinauf und hinunter, aber ohne Erfolg.

Almut lief indessen mit ihren Paketen und Päckchen durch die Straßen. Sie konnte sich beim besten Willen nicht mehr entsinnen, wohin sie die Kusine bestellt hatte. In die ‚Wolfsschlucht' oder in den ‚Speisewagen'? Sie suchte hin und her, aufgeregt und ziellos, und hielt schließlich einen Polizisten an. „Herr Wachtmeisterchen, haben Sie nicht etwa meine Kusine gesehen? Sie hat einen rehbraunen Mantel, einen rotwollenen Schal und ein wunderhübsches Freßchen." Aber der Mann des Gesetzes schüttelte den Kopf und hatte „nuscht" gesehen.

Mit einmal stand sie auf dem Fischmarkt. In ihrer Ratlosigkeit wandte sie sich an eine der Fischfrauen: „Mutterchen, haben wir nicht bei Ihnen vorhin die Karauschen gekauft? Sie wissen auch nicht, wo wir uns verabredet haben, mein Koszchen und ich?" Und sie wiederholte ihren Spruch von dem wunderhübschen Freßchen. Die Marktfrau erinnerte sich wohl noch ihrer jungen Kundinnen, aber von einer Verabredung wußte sie nichts.

‚Um Himmelswillen, sie wird doch nicht in der Fischmarktkneipen geraten sein!' dachte Almut schreckensvoll. ‚Es ist ihr ja alles zuzutrauen. Plötzlich hört sie in Gedanken Beethovens Neunte oder ‚Holde Aida' — und fort ist sie.'

Zaghaft öffnete Almut die Tür einer der Kneipen. Tabakdunst und scharfer Fischgeruch nahmen ihr den Atem. Ihr Blick fiel auf einen Spruch an der Wand:

Goldig ist der Bückling,
Fettig ist der Aal,
Schielen tut die Flunder,
Und wir trinken noch einmal.

Mit diesen Worten begrüßte sie eine Viertelstunde später die Gesuchte, die sie endlich bei Lauterbacher in der Jopengasse fand. Und — Wunder über Wunder! — sie saß nicht mal allein, sie hatte sich einen Kavalier angelacht, einen langen, schlacksigen, semmelblonden Jüngling. Das mußte nach Agnes Erzählungen der „Bleistift des lieben Gottes" sein, Hartmut Kronacker aus Blankenhorst.

„Gott sei Dank, mein Herz, daß ich dich gefunden habe!" sprudelte Almut hervor. Überall habe dich gesucht. Ich wußte doch nicht mehr, was wir verabredet hatten. Na, nun ist ja alles in bester Ordnung. Was essen wir, was trinken wir? Herr Ober, bringen Sie uns die Speisekarte."

Es wurde dann doch ein sehr vergnügliches Mittagessen, in dessen Verlauf Almut ihre weiteren Pläne entwickelte. Eigentlich hatte sie der Kusine noch das Uphagenhaus zeigen wollen oder den Artushof oder aber die Marienkirche mit dem berühmten Altarbild Hans Memlings „Das jüngste Gericht." Doch sie wußte etwas, daß sie noch schöner dünkte als alles andere. „Das können wir nicht verschieben; wir fahren nach Heubude, und ich zeige dir die Ostsee im Winter."

Sie forderte Hartmut auf, mit hinauszufahren; aber der Vetter versicherte, er sei untröstlich, er habe leider eine andere Verabredung. Er verabschiedete sich nach dem Essen, indem er beiden Kusinen höflich die Hand küßte. So ganz untröstlich schien er indessen nicht zu sein, denn sie sahen ihn noch einmal von der Straßenbahn aus, wie er mit einer Dame über den Langen Markt stelzte, einer jungen Dame, die ihm an Größe und Schlankheit nichts nachzugeben schien.

Die Mädchen hatten ihre Pakete und Taschen zur Aufbewahrung in der Stadt gelassen und wanderten von der Endstation Heubude dem Strand zu, der menschenleer und öde vor ihnen lag.

Gerda von Kries: KLEEWITTER VERMÄCHTNIS. Schicksale der Kronacker-Enkel. Eugen Salzer-Verlag, Heilbronn. 320 Seiten, Lenien, DM 10.80.

Überall Leben

Ein neues Werk von Walter von Sanden-Guja

Auch in diesem Jahre überrascht der Guja-Dichter, der mit dem Ostpreußischen Kulturpreis ausgezeichnete, weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus bekannte Natur- und Tierschriftsteller Walter von Sanden-Guja, seine Freunde mit einem neuen Werk.

In diesem Buch, das von Tieren und dem verschiedenartigen Leben in der Natur handelt — und so einen der liebenswertesten Ausschnitte der ostpreußischen Heimat lebendig werden läßt —, beweist der Verfasser, wie schon in seinen zahlreichen anderen Werken, seine geniale Art, die Eindrücke in der Natur in wahrhaft meisterlicher Form zu schildern und die Empfindungen und Regungen der Tiere in Worte der menschlichen Sprache zu übertragen, ohne in die eine Vermenschlichung zu verfallen. Eine Fülle von Erlebtem und Erlauschtem aus der Natur und der Tierwelt offenbart sich dem Leser, und er wird von jeder Schilderung neu begeistert und erfüllt sein, ganz besonders aber der ostpreußische Leser, für die der Dichter von Seite zu Seite ein Stück Heimat aufleuchten läßt: das Land der Seen und Wälder und der sich endlos breitenden Getreidefelder, die Ostseeküste und die Wunderwelt der Nehrung.

Eine besondere Bereicherung erfährt dieses Werk durch „selbst geschossene" Fotos des Verfassers, die in ihrer Art zum Teil einmalig sind, und die farbigen Wiedergaben der von Frau Edith von Sanden, der Gattin des Dichters, geschaffenen Vignetten von Gräsern und Blumen sind es nicht zuletzt, die der Prachtausstattung dieses Bandes ihre besondere Note geben.

Ein Buch, dem man von Herzen eine weite Verbreitung wünschen kann.

Walter von Sanden-Guja: ÜBERALL LEBEN. Mit vielen Kunstdrucktafeln. Landbuch-Verlag G. m. b. H., Hannover. 210 Seiten, Großformat, Ganzin. m. Schutzumschlag, DM 17,80.

Ebenso erfreut wird der Naturfreund nach dem neuen „Walter v. Sanden-Guja-Kalender 1960" greifen. Es ist ein Wandkalender, dessen 13 zum Teil farbige Bilder als Postkarten verwendbar sind. Walter von Sanden-Guja ist ja nicht nur ein Naturbeobachter mit der Feder; er ergänzt das geschriebene Wort durch meisterhafte Fotografien. Aus diesem reichen Fotoschatz bringt dieser Kalender jährlich die schönsten Aufnahme.n

WALTER-von-SANDEN-GUJA - KALENDER 1960. Landbuch-Verlag G. m. b. H., Hannover. DM 2,50.

Buchabonnement und organisierte Leser

Streiflichter aus der Geschichte der Buchgemeinschaften

Im Jahre 1825 gründete der deutsche Buchhandel als seine Standesorganisation den „Börsenverein" Zu den wesentlichen Aufgaben der neuen Institution gehörten der Schutz des festen Ladenpreises und die Entwicklung einheitlicher Verkaufsbedingungen, die streng überwacht wurden. Diese Maßnahmen hatten zur Folge, daß die Bücher verhältnismäßig teuer waren, so daß weite Kreise den Kauf eines Buches als Luxus empfinden mußten.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts durchbrachen einige Verleger und Buchhändler den strengen Börsenvereinskodex. So wurde z. B. auch das „Buchabonnement" ins Leben gerufen. Mit der neuen Handelsform gelang es den Initiatoren, das Buch preisgünstig auf den Markt zu bringen. Gleichzeitig wurde aber auch eine neue Käuferschicht erschlossen, der es bisher aus finanziellen Gründen versagt war, Bücher zu kaufen.

In den 20er Jahren traten dann die ersten Buchgemeinschaften auf den Plan. Vor allem nahm mit der Gründung der „Deutschen Buch-Gemeinschaft" im Jahre 1924 die Idee: „Das gute Buch für alle!" einen grandiosen Aufschwung. Die Deutsche Buch-Gemeinschaft praktizierte erstmals die Möglichkeit des freien Buchbezuges aus einer breiten Auswahlreihe. Die vorher übliche Form — die Abnahme von Pflichtbänden — entfiel bei ihr. Dieser Gedanke wurde für die Entwicklung der Buchgemeinschaften richtungsgebend.

Heute haben die Buchgemeinschaften in der Bundesrepublik mehrere Millionen Mitglieder. Der Buchhandel mußte bei objektiver Betrachtung der Marktlage einsehen, daß sich die Buchgemeinschaften nicht zu der von ihm gefürchteten Konkurrenz entwickelten.

Vielmehr machte man die Feststellung, daß es ihnen gelang, immer mehr Menschen für das gute Buch zu interessieren und damit auch neue Käuferschichten für den Sortimentsbuchhandel zu erschließen. Viele ehemalige Gegner des Buchgemeinschaftsgedankens kamen zu der Erkenntnis, daß es gar nicht im Wesen der verlegerischen Tätigkeit einer echten Buchgemeinschaft liegt, etwa als Abwerber des Käuferkreises der Sortimentsbuchhändler aufzutreten. Wohl hat z. B. die Deutsche Buch-Gemeinschaft ein 400 Bände umfassendes Auswahlprogramm, das je Quartal durch rund 30 Neuerscheinungen ergänzt wird, aber weder eine Buchgemeinschaft noch eine Buchhandlung wäre in der Lage, die unübersehbar große Zahl der im Buchhandel befindlichen und alljährlich neu hinzukommenden Bücher bereitzuhalten. Vielmehr liegt die besondere Aufgabe der Buchgemeinschaftsarbeit darin, durch eine sorgfältige Auswahl aus der Fülle dem Buchkäufer wertvolle Hilfe zu leisten.

Vor einiger Zeit glaubte man, die Mitglieder der Buchgemeinschaften als „Organisierte Leser" bezeichnen zu können. Man wollte damit zum Ausdruck bringen, daß dem Buchgemeinschaftsmitglied beim Buchkauf die persönliche Entscheidung überflüssig gemacht werde. Dadurch werde die leider immer mehr um sich greifende Vermassung nun auch auf dem Gebiet der Literatur gefördert.

Wie wenig derartige Behauptungen tragbar sind, beweisen die vielfältigen und unterschiedlichen Auswahlreihen der Buchgemeinschaften selbst. Jede Buchgemeinschaft ist bestrebt, ihrer Auswahlreihe eine besondere Prägung zu verleihen, die der Zusammensetzung des Mitgliederkreises gerecht wird. So legt die Deutsche Buch-Gemeinschaft besonderes Gewicht darauf, den anspruchsvollen Leser zu gewinnen und zufriedenzustellen. Dieser findet hier nicht nur schöngeistige Literatur, sondern auch wertvolle Klassiker-Ausgaben. Sach- und Fachbücher sowie Kunst- und Bildbände. Insbesondere durch die zuletzt genannte Kategorie hat sich die Deutsche Buch-Gemeinschaft eine hervorragende Stellung innerhalb der Buchgemeinschaften erworben.

Wenn man unbedingt will, kann man natürlich das Buchgemeinschaftsmitglied als „organisiert" bezeichnen. Dabei liegt dann aber die Betonung nicht auf dem „organisierten L e s e r", sondern vielmehr auf dem „organisierten B u c h k a u f", denn bekanntlich bringt die Mitgliedschaft besondere Vorteile im Bucheinkauf mit sich. Günstige Preise tragen entscheidend dazu bei, den Kreis der Bücherfreunde ständig zu erweitern.

Wagnis gelungen

„Der Moderne Buch-Club" in Darmstadt hat seinen Mitgliedern im letzten Halbjahr drei Werke mit insgesamt über 1500 Seiten zum normalen Beitrag von DM 19.80 zur Verfügung gestellt. Das Wagnis, einen höchst anspruchsvollen Leserkreis zu sammeln, dem auch die aggressivsten Werke der modernen Literatur zugemutet werden, ist offenbar gelungen. In der nächsten Zeit erscheinen Bände von Henry de Montherlant, Ezra Pound, Karl Jaspers, John Cowper Powys, Heinrich Böll und Jean-Paul Sartre.

Vendetta / Von Guy de Maupassent

Paola Saverinis Witwe bewohnte mit ihrem Sohn ein kleines ärmliches Haus auf Bonifacios Wällen. Die Stadt liegt dicht am Meer, auf einem Gebirgsvorsprung, der sie stellenweise überragt. Über die mit Klippen, mit Riffen besäte Meerenge hinaus erblickt man Sardiniens niedrigere Küste.

Das Haus der Witwe Saverini, wie angeschmiedet am äußersten Rand der steilen Felsküste haftend, wies drei Fenster auf, die einen traurigen Rundblick auf diese wilde Landschaft gewährten. In diesem Felsennest lebten die Witwe Saverini und ihr Sohn Antonio. Aber auch die Schäferhündin Satana, ein großes, mageres, lang- und rauhhaariges Tier, von Antonio als Jagdhund benutzt.

Dieser Antonio Saverini wurde an einem Abend nach einem wilden Streit mit einem gewissen Nicolas Ravvolati durch dessen Stiche gemeuchelt, ohne daß der Mörder daran gehindert werden konnte, noch in derselben Nacht nach Sardinien zu flüchten . . .

Ein paar Fußgänger brachten der alten Mutter die Leiche ihres Sohnes heim. Sie nahm sie in Empfang, ohne eine Träne zu vergießen, blieb jedoch lange vor dem Toten stehen und starrte hinunter auf ihn. Und dann spreizte sie nach uraltem Brauch die verrunzelte Hand über den gemeuchelten Sohn und schwur feierlich Blutrache . . . Man wollte bei ihr bleiben, das lehnte sie ab, und mit der Hündin, die unaufhörlich heulte, schloß sie sich bei der Leiche ein.

Saverini hatte keinen Bruder, keinen Blutsverwandten zurückgelassen. Um die Blutrache ausüben zu können, fand sich kein Mann. Aber die Alte dachte daran, die Mutter.

Vom Morgen bis zum Abend sah sie auf einen weißen Punkt an der Küste auf der anderen Seite der Meerenge. Sie sah nach dem kleinen sardinischen Dorf Longosardo. Ist man den korsischen Mördern zu dicht auf den Fersen, so flüchten sie mit Vorliebe dorthin.

Einsam saß sie den ganzen langen Tag am Fenster und starrte hinüber nach Longosardo und brütete über ihre Rache, unablässig, ununterbrochen.

Was sollte sie nur tun? Nachts schlief sie nicht mehr, mit der Verbissenheit des Alters grübelte sie, ruhelos, friedlos, und suchte nach einem Weg. Währenddessen döste die Hündin zu ihren Füßen und hob nur zuweilen den Kopf, um in die Ferne zu heulen. Seitdem ihr Herr tot war, heulte sie häufig so, es war, als wollte sie ihn herbeirufen.

Doch eines Nachts, als die Hündin abermals in ihr Geheul ausbrach, geriet die Mutter ganz plötzlich auf einen Einfall. Bis zum Morgen dachte sie angestrengt darüber nach, und noch ehe es völlig hell wurde, stand sie auf und ging in die Kirche. Dort warf sie sich auf die Fliesen und betete im Angesicht Gottes; sie flehte, Gott möge ihr seinen Beistand leihen und sie stärken, damit ihr verbrauchter Körper die Kraft fände, den toten Sohn zu rächen!

Wieder zu Hause, sah sie sich im Hofe nach dem alten Faß um, wo sie das Regenwasser aus den Dachrinnen sammelte. Sie kippte das Faß, leerte es vollends und machte es in der Erde mit Pflöcken und großen Steinen fest, legte die Hündin vor diese Hütte an die Kette und ging ins Haus.

Erbärmlich heulte die Hündin den ganzen Tag, die ganze Nacht. Am Morgen sorgte Frau Saverini zwar für einen Napf Wasser, gab ihr aber sonst kein Fressen, weder Brot noch Suppe.

Und wieder verging eine Nacht. Die Hündin schlief erschöpft, erwachte sie aber, so funkelten ihre Augen, und mit gesträubtem Fell zerrte sie an ihrer Kette.

Noch immer gab ihr die Mutter kein Fressen. Die Hündin raste schon vor Wut und bellte sich heiser. So verstrich noch eine Nacht.

Bei Tagesanbruch ging Frau Saverini zu einem Nachbar und ließ sich von ihm zwei Bündel Stroh geben. Und dann nahm sie die alten Kleider, die einst ihr Mann getragen, und stopfte sie mit Stroh aus, damit sie einer menschlichen Gestalt ähnelten. Worauf sie einen Pfosten in den Boden rammte, Satanas Hütte gegenüber, und die Strohpuppe an ihn so festband, daß sie aufrecht stand.

Die alte Frau ging zum Schlächter und kaufte ein langes Stück Blutwurst. Im Hofe entfachte sie dann ein Holzfeuer, auf dem sie, dicht neben der Hundehütte, die Wurst briet. Wie toll gebärdete sich dabei die Hündin; sie sprang an der Kette in wilden Sätzen hoch und stierte mit bösen Augen auf den Bratrost, auf dem die Wurst lag, deren Fleischgeruch ihr die Eingeweide zusammenzog.

Für Mutter Saverini kam nun eine schwierige Arbeit. Sie machte der Strohpuppe aus dem eingewickelten heißen Brei eine Halsbinde. Als auch dies geschehen war, ließ sie endlich die Hündin von der Kette . . .

Mit einem einzigen Satz sprang Satana an den Hals der Puppe, preßte ihr die Vorderpfoten auf die Schultern und begann sie zu zerfleischen. Unbeweglich und wortlos stand Mutter Saverini daneben und sah funkelnden Auges zu, bis sie die Hündin wieder an die Kette legte, sie wiederum zwei Tage fasten ließ und die grausige Dressur zum zweitenmal anwandte.

Volle drei Monate mußte sich Satana an diese Art der Fütterung gewöhnen, zu der nur scharfe Bisse verhalfen. Dann änderte die Mutter ihre Taktik: sie legte die Hündin nicht mehr an die Kette — eine Handbewegung genügte bereits, Satana auf den immer wieder erneuerten Strohmann zu hetzen.

Sie hatte ihr sogar beigebracht, die Puppe auch dann zu zerfetzen, zu zerreißen, ohne daß in der Halsgegend etwas Eßbares versteckt gewesen wäre. Und jedesmal bekam die Hündin zur Belohnung die gebratene Blutwurst. Sah Satana den „Mann" vor sich, so wurde ihr Körper von einem Zittern der Gier befallen; voll Erwartung blickte sie auf ihre Herrin und lauerte auf das ihr mit heiserer Stimme und ausgestrecktem Zeigefinger gegebene Signal: „Pack an! Faß an!"

Sobald Frau Saverini die Zeit für gekommen erachtete, zog sie zu Hause alte Männerkleidung an und sah darin aus wie ein zerlumpter Armer. Mit einem sardinischen Fischer wurde „der Arme" bald handelseinig und samt dem Hund auf das jenseitige Ufer der Meerenge übergesetzt.

So kam sie nach Longosardo. Leicht hinkend erkundigte sie sich in einem Bäckerladen höflich nach Ravvolatis Behausung — sie hätte ihm eine Botschaft zu überbringen. Zu ihrer Befriedigung vernahm sie, daß er sein früheres Handwerk, die Schreinerei, wieder aufgenommen hatte. Mutter Saverini hatte die ihr beschriebene Werkstatt bald gefunden. Sie stieß die Tür auf und rief ihm zu: „He! Nicolas! He" Er kehrte sich nach ihr um, da ließ sie die Hündin los und schrie: „Faß! Faß! Pack an! Beiß zu! Beiß!"

Schon hatte die rasende Hündin ihn an der Kehle gepackt. Im Schmerz breitet Nicolas die Arme aus, umklammerte Satana und stürzte mit dem wütenden Tier zu Boden. Sekundenlang wand und krümmte er sich noch und schlug mit den Beinen verzweifelt um sich. Dann blieb er liegen — regungslos, obgleich Satana ihm den Hals zerfleischte und zu Fetzen riß.

Zwei Nachbarn, die in ziemlicher Entfernung vor ihren Häusern saßen, konnten sich später nur entsinnen, daß aus der Werkstatt ein armselig gekleideter Alter herausgekommen war und im Fortgehen seinem Hund etwas Bräunliches zugeworfen hatte, das der, seinem Herrn auf den Fersen folgend, unterwegs auffraß.

Am Abend war Frau Saverini wieder zu Hause und schlief in der Nacht nach langer, langer Zeit gut.

(Mit frdl. Genehmigung der Deutschen Buch-Gemeinschaft dem Buch „Gruselgeschichten" entnommen.)

Gepflegte Hausbücherei

Nachfolgend besprechen wir einige in der Deutschen Buch-Gemeinschaft, Darmstadt, erschienene Werke, die im Rahmen der günstigen Mitgliedsbedingungen für jeden Bücherfreund erhältlich sind.

Werner Bergengruen: AM HIMMEL WIE AUF ERDEN. Roman in zwei Bänden von zusammen 718 Seiten (Doppelband). Schauplatz des Romans ist das Berlin der heraufsteigenden Neuzeit. Die Bangnis dieser großen Wende stellt sich dar unter dem Bilde einer alles verschlingenden Flut, die als hereinbrechendes Verhängnis über Stadt und Land in den Sternen zu stehen scheint. Wie jeder die Gefährdung und Bedrohung besteht oder ihr unterliegt, ist auf wunderbar reiche und doch klare Weise geschildert. (Lizenzausgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft vom Peter Schifferli Verlags-AG. „Die Arche", Zürich.)

John Knittel: AMADEUS. Roman. 429 Seiten. Amadeus Müller ist für den Pfarrerberuf bestimmt. Er träumt von der gigantischen Aufgabe, Millionen Menschen Energie und damit neue Lebensmöglichkeiten zu geben. Vorbereitet für den Ingenieurberuf, plant er in langen Jahren einen gewaltigen Stausee mit einem Elektrizitätswerk. Zugleich ist er von der Verwirklichung der Idee eines Atlantropa, das heißt Europa und Afrika durch die Technik vereinigt, besessen. Er begegnet einer Frau, zu der ihn tiefe Liebe erfaßt. Im Wissen um eine von der Mutter ererbte innere Unrast löst er sich von dieser Liebe, ohne jedoch innerlich von ihr loszukommen. Es treibt ihn in die Welt, bis er sein Werk, eine Talsperre im Roßmer-Gebiet der schweizerischen Heimat, verwirklichen kann. Amadeus, der Schöpfer dieses genialen Projektes, sammelt um sich Menschen, die gleich ihm von der Atlantropa-Idee erfüllt sind. Arbeit und Aufgabe beglücken ihn, und doch ist er innerlich unglücklich: er kann die Frau, der er einst aus Verantwortungsgefühl seine Liebe verschwieg, nicht vergessen. Das Schicksal führt nach Jahren eine Begegnung der beiden herbei. Als das Werk vollendet ist, findet auch diese Liebe ihr vom Schicksal vorbestimmte Erfüllung. (Lizenzausgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft von Wolfgang Krüger Verlag GmbH., Hamburg.)

Horst Lange: ULANENPATROUILLE. Die Geschichte einer Liebe. Roman. 315 Seiten. Mit unerschöpflicher Phantasie hat Horst Lange in diesem Roman den ganzen Strom jugendlicher Lebensfülle aufgefangen. (Lizenzausgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft vom Scherz & Coverts Verlag GmbH., Stuttgart.)

Herbert Rittlinger: GANZ ALLEIN ZUM AMAZONAS. Auf reißenden Flüssen zum Meere der Ströme und Wälder. Mit 61 Abbildungen auf 48 Seiten Kunstdruckpapier und zwei Kartenskizzen. 357 Seiten. Format 12,5×20,5 cm. Ein einzigartiges und abenteuerliches Werk des bekannten Reiseschriftstellers Herbert Rittlinger. (Lizenzausgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft von F. A. Brockhaus, Wiesbaden.)

Alle diese Bücher in der bekannt schönen und gediegenen Halbledarausführung, die die Werke der Deutschen Buch-Gemeinschaft seit Jahrzehnten auszeichnet, sind die Freude und der Stolz eines jeden Bücherfreundes.

Farbiges Lexikonwerk / Ein vielversprechender Anfang

Im Verlag Herder, Freiburg, ist soeben der erste Band eines auf drei Bände angelegten neuen Lexikons erschienen, das insofern besonderes Augenmerk verdient, als hier dem deutschsprachigen Publikum erstmals ein Werk dieser Art vorgelegt wird, das neben vielen bunten Tafeln auch zahlreiche farbige Abbildungen im Text enthält. Schon bei flüchtiger Durchsicht wird dem Betrachter klar, daß er es bei **HERDERS STANDARDLEXIKON farbig** mit einer buchdruckerischen Meisterleistung zu tun hat. Unwillkürlich hält er immer wieder mit Blättern inne und ergötzt sich — dieses Wort ist hier absolut am Platze — an den mit äußerster Präzision und Leuchtkraft wiedergegebenen Farbfotos (hervorragend etwa der Blick auf Bozen mit dem Rosengarten im Hintergrund), an den überaus klaren, infolge ihrer Buntheit besonders sinnfälligen schematischen Darstellungen und Karten, vor allem jedoch an den erfreulich vielen ausgezeichneten Reproduktionen der Gemälde alter und neuer Meister, deren sich selbst ein erstklassiger Kunstverlag nicht zu schämen brauchte.

Freilich stehen die Bilder, so schön und interessant sie auch immer sein mögen, in diesem 750-Seiten-Band nicht nur um ihrer selbst willen da; es handelt sich ja auch bei diesem neuesten Herder-Lexikon nicht in erster Linie um ein Bilderbuch, sondern um ein Nachschlagewerk, das der tunlichst raschen, auf das Wesentliche beschränkten und dabei dennoch hieb- und stichfesten Information dienen soll. Zu diesem Ende leisten die Bilder (übrigens auch die nichtfarbigen) nur **einen**, wenngleich einen sehr gewichtigen Beitrag. Voll zur Geltung kommen sie allerdings erst im Zusammenhang mit den Texten, die sie erläutern sollen und die sie in der Tat auf höchst eindrucksvolle Weise abrunden. Die Texte wiederum zeichnen sich, grob gesagt, insbesondere dadurch aus, daß ihre Verfasser das scheinbar Unmögliche möglich gemacht haben, nämlich einerseits sich einer sehr lebendigen, allgemeinverständlichen Sprache zu bedienen und es dabei doch andererseits nicht an der nötigen wissenschaftlichen Exaktheit fehlen zu lassen.

Das neue Lexikon ist vor allen Dingen auf den täglichen Gebrauch zugeschnitten und will ein Ratgeber für die Praxis sein. Wohl enthält der eben erschienene erste Band alle auch sonst für ein Nachschlagewerk diesen Umfanges üblichen Stichwörter; darüber hinaus aber beschäftigt er sich mit vielen Fragen des modernen Lebens besonders ausführlich, nicht zuletzt auch mit Fragen der Technik. Daneben gibt er beispielsweise über die bewährtesten Methoden des Einmachens ebenso gründliche Auskunft wie über die Hauptregeln richtiger Ernährung, über die Ursachen von Ernährungsstörungen ebenso wie über die im Zweifelsfall günstigste Diät. Man findet hier neben einem umfassenden Gartenkalender etwa auch einen sehr instruktiven Beitrag über Erste Hilfe (8 Spalten Text, 1 Bildseite), eine Zusammenstellung der wichtigsten Regeln für Briefschreiber, eine Anleitung, wie man die verschiedensten Flecken beseitigen kann, und — nicht zuletzt — manche beherzigenswerte Auskunft in Rechtsfragen für jedermann (z. B. Erbrecht, eheliches Güterrecht, Elternrecht usw.) und auf vielen anderen Gebieten, die von unmittelbarer Bedeutung für den Alltag sind.

Alles in allem darf man sagen, daß dieser erste Band ein vielversprechender Anfang ist, daß **HERDERS STANDARDLEXIKON farbig** tatsächlich alle Voraussetzungen hat das zu werden, was seinen Herausgebern vorschwebt: „**Das** Nachschlagwerk für den täglichen Gebrauch", ein Handbuch der Gesundheitspflege, der Tier- und Pflanzenkunde, der Haushaltführung, Fremdwörterbuch, Reiseführer, Ortslexikon, Rechtsberater, Kunstführer und Sportlexikon gleichermaßen.

HERDERS STANDARD LEXIKON, farbig. Mit vielen farbigen Abbildungen und Hinweisen für das praktische Leben. Erster Band: A bis Generation. 8 Seiten und 1472 Spalten mit ca. 1000 Abbildungen im Text, davon etwa die Hälfte farbig. Ermäßigter Subskriptionspreis je Band in Leinen 49,50 DM, in Halbleder 58,00 DM.

Eine ideale Ergänzung zu HERDERS STANDARDLEXIKON stellt der bereits im Vorjahr erschienene **GROSSE HERDER ATLAS** dar, an dem eine bedeutende Anzahl von wissenschaftlichen, kartographischen und technischen Mitarbeitern mehrere Jahre lang gearbeitet hat. Der reichhaltige Kartenteil (auf den im Standardlexikon immer wieder verwiesen wird) enthält neben 77 physikalisch-geographischen Karten, die ihre überraschende Plastik einem neuartigen Herstellungsverfahren zu danken haben, auch eine große Anzahl „angewandter" Karten, die über die klimatischen, wirtschaftlichen, geschichtlichen, politischen und kulturellen Verhältnisse der einzelnen Länder und Erdteile Aufschluß geben. Das Werk ist also zugleich auch ein Geschichts- und Wirtschaftsatlas, bietet aber des weiteren — und dies ist vielleicht sein bemerkenswertester Vorzug — eine vollständige Länderkunde, bestehend aus 127 reich illustrierten und mit neuestem Tabellenmaterial versehenen Artikeln über Weltall, Erde, Erdteile, alle Staaten der Erde sowie die Länder Deutschlands einschließlich der mit besonderer Sorgfalt behandelten deutschen Ostgebiete (so einen von Erwin Scheu verfaßten Abriß über Ostpreußen). Das auf über 200 Seiten rund 80 000 Ortsnamen umfassende Namens- und ein zusätzliches Sachregister ermöglichen es dem Benutzer, sich das ungemein vielseitige Werk nach allen Richtungen hin zu erschließen.

Im Zusammenhang mit HERDERS STANDARDLEXIKON farbig ist der GROSSE HERDER ATLAS aber nicht nur hinsichtlich des hier dargebotenen ergänzenden Stoffes von Interesse, sondern auch deshalb, weil sich bei gleichzeitiger Bestellung des Atlasbandes (zum Vorzugspreis von 112,— DM bzw. 122,— DM) der Preis für die Lexikonbände auf je 46,— DM in Leinen bzw. 54,50 DM in Halbleder ermäßigt. Opr.

GROSSER HERDER ATLAS. Herausgegeben von Professor Dr. Carl Troll, Bonn. XIV und 792 Seiten im Format 18×25,5 cm mit 202 Karten und 32 ganzseitigen Bildtafeln sowie zahlreichen Illustrationen und Tabellen im Text. Normalpreis: Leinen 122,00 DM, Halbleder 132,00 DM, Halbfranz 137,00 DM. Vorzugspreis für Bezieher und Besitzer eines mehrbändigen Herder-Lexikons oder von Herders Bildungsbuch: Leinen 112,00 DM, Halbleder 122,00 DM, Halbfranz 127,00 DM.

*

Neue ostdeutsche Dichtungen

Der Eugen Salzer-Verlag in Heilbronn, dessen Verlagsprogramm vorwiegend baltische, schlesische und sudetendeutsche Autoren umfaßt, legt soeben die neueste, in der Ostseelandschaft handelnde Erzählung des in Köln lebenden jungen Oberschlesiers Hans Lipinsky-Gottersdorf, „Ende des Spiels", und Emil Merkers Erinnerungen „Aufbrechende Welt. Eine Jugend in Böhmen, die im Saazer Land handelt, vor.

„Esslinger Begegnung"

Vorschau auf das Jahrestreffen heimatvertriebener Kulturschaffender



Zum elften Male kommen die heimatvertriebenen Kulturschaffenden aller Sparten in der zweiten Oktoberwoche zu ihrer „Eßlinger Begegnung" in der alten Reichsstadt vor den Toren Stuttgarts zusammen. Wer Gelegenheit hatte, wiederholt an diesen Begegnungen teilzunehmen, weiß, daß es sich hier längst um mehr handelt als um eine satzungsmäßige Forderung, der man Genüge zu leisten hat, und die sich erschöpft in Berichten, Vorstandsentlastung und Neuwahl. Dies war die „Eßlinger Begegnung" von allem Anfang an nie, wenngleich auch das irgendwie, aber nur immer kurz und gewissermaßen am Rande erledigt werden muß.

1 9 5 9

Die „Eßlinger Begegnung" ist in erster Linie eben eine Begegnung im noch vollgültigen Sinne des Wortes. Man kommt, um miteinander zu sprechen, Erfahrungen auszutauschen, auch um Gemeinsames zu planen, im Wesentlichen aber wohl, um die persönlichen Kontakte zu vertiefen. Soweit in der Bedeutung für den Künstler selbst.

Darüber hinaus ist die „Eßlinger Begegnung" — und auch das ist schon längst eine schöne Tradition geworden — ein jährlich einmaliges repräsentatives Auftreten der lebenden schöpferischen Kräfte der Vertreibungsgebiete in der Öffentlichkeit, sei es mit Ausstellungen, Konzerten, Lesungen, Schauspielinszenierungen oder Kulturfilm-Matinees. Seit 1957 erhalten die „Eßlinger Begegnungen" noch ihren besonderen Akzent durch die Verleihung des von der Künstlergilde gestifteten „Ostdeutschen Schrifttumspreises" für eine besonders hervorstehende Leistung auf dem Gebiete der Dichtung (die bisherigen Träger sind Gerhart Pohl, Heinz Piontek und Edzard Schaper).

Werfen wir einen Blick in das diesjährige Programm.

Die festliche Eröffnung im ehrwürdigen Alten Rathaus der Stadt erhält ihre besondere Note durch die Uraufführung dreier musikalischer Werke: Heinrich S i m b r i g e r, Konzert für Streichorchester; Johannes R i e t z, Arioso für Streichorchester; Karl Michael K o m m a, Suite für Streichorchester nach François Couperin — dargeboten vom Süddeutschen Kammerorchester unter Stabführung des bekannten westpreußischen Dirigenten Anton N o w a k o w s k i. Im Mittelpunkt dieser Stunde, in Anwesenheit hoher Vertreter der Bundes- und Länderministerien und des Württembergischen Gemeindekulturverbandes, steht die Verkündung und Übergabe des „Ostdeutschen Schrifttumspreises".

Mit Lesungen ist in diesem Jahre der Sparte Schrifttum breiterer Raum eingeräumt: der Lesung der Preisträger aus neuen Werken (8. 10.) und zwei weiteren Lesungen (7. und 10. 10.) „Dichter stellen sich vor". Die letzteren beiden Veranstaltungen werden umrahmt von Liedvorträgen und Klavierkompositionen, darunter drei Lieder des ostpreußischen Komponisten Otto B e s c h nach Gedichten von Agnes M i e g e l. Die vierte Lesung findet vor jungen Lesern statt: „Ein Jugendbuchautor vor seinem Publikum" (eine originelle Idee!) — in der sich der mehrfach im Rahmen des Deutschen Jugendbuchpreises ausgezeichnete Otfried P r e u ß l e r (den Lesern unseres Blattes als Mitarbeiter unserer Jugendbeilage bekannt) vorstellen wird.

In einer Kulturfilm-Matinee unter der Leitung des Direktors des Deutschen Instituts für Filmkunde, Max L i p p m a n n, werden sechs Filme über Künstler und ihre Werke dargeboten: über eine Plastik von Bernhard H e i l i g e r, über Masken und Gesichter von James E n s o r, über Alfred K u b i n und seine Zeichnungen und über Graphiken und Porträts von Hans F r o n i u s.

Damit ist das Programm keineswegs erschöpft; besonders erwähnt sei noch ein Vortrag über „Das Prager Geistesleben der jüngsten Jahrzehnte" von Univ.-Prof. Dr. Herbert C y s a r z, und erwähnt seien die Ausstellungen: „D e u t s c h e K u n s t d e s O s t e n s", „F o t o g r a f e n s e h e n K ü n s t l e r", „N e u e B ü c h e r 1958/59" und „N e u e d e u t s c h e T h e a t e r b a u t e n i m B i l d", die im Landolinshof, im Alten Rathaus, in der Stadtbücherei und im Foyer des Schauspielhauses untergebracht sind. Alle diese Ausstellungen sind den ganzen Oktober über geöffnet, und wir möchten ihnen ein aufgeschlossenes und zahlreiches Publikum wünschen.

Wie überhaupt den ganzen Eßligner Tagen der ostdeutschen Künstlerbegegnung, mehr noch als bisher, ein breites Echo in der Öffentlichkeit als Dank und Ansporn an und für die schöpferischen Kräfte unserer Heimat, die — ganz wesentlich geprägt durch ihre Herkunft, Landschaft und östliche Nachbarschaft — heute hier im Westen unseres Vaterlandes wirksam sind. -gkl-

Fernsehfilm über Agnes Miegel

Ein Fernsehfilm über Agnes Miegel wird zur Zeit von Radio Bremen vorbereitet. Er soll ein Lebensbild mit einer Würdigung des Werkes der Dichterin sein. Unter dem Titel „Abendstunde mit Agnes Miegel" wird der Film im Frühjahr im Gemeinschaftsprogramm des Deutschen Fernsehens erscheinen.

Kameradschaft Luftgau I

Anschrift: W. Gramsch, Celle, Waldweg 83. Telefon 4734.

Gesucht werden:

Vom Bauamt der Lw in **Königsberg/Pr.** die Angestellten Paul Raudies und Frenkler, von der Bauleitung Dommelkeim Bauleiter Oellerking, die Architekten Hammer und König sowie die Verw.-Angest. Guddath, Sablowski, Kelbeh, Frl. Rodmann, Waldhofer und die Telefonistin Hildebrandt, in einer **dringlichen Rentenangelegenheit** von Frau Gertrud Behrendt, jetzt wohnhaft in Neuburg/Donau, im Flüchtlingslager Donauwörther Straße B 82, Block 5, Zimmer 21. Wer kann bestätigen, daß Frau Behrendt bis zum Umbruch im Dienste der Luftwaffe stand?

Von der Fl.Horst-Kommdtr. **Neukuhren/Ostpr.** ehem. Angehörige, welche bestätigen können, daß Frau Christel Seebauer, geb. Lau, geb. am 25. 6. 1916 in Königsberg/Pr. auf dem Fliegerhorst Neukuhren als Näherin gearbeitet hat, und zwar von Mai 1943 bis 24. Januar 1945.

Meldungen erbittet: Frau Christel Seebauer, wohnhaft in Lauf-Haldenrain 281a über Achern/Baden, zur Regelung ihrer Versorgungsfrage.

Der techn. Zeichner Bernhard Wegner, ehem. bei den Fliegerhorsten **Jesau** und **Kraussen** (wahrscheinlich bei den Bauleitungen!) von Leonhard Zeller sen. (14a) Weissach, Krs. Leonberg, Biegelstraße 41.

Von der U- und K-Stelle des **Lgk I** der Reg.-Insp. Koss und der Heizungsmeister Hermann Pietsch von Elektromeister Karl Hofmann, wohnhaft Löschgau b. Ludwigsburg.

Von der Werft **Neuhausen/Ostpr.** der Fl.-Ing. Prüfleiter Kamierza von Erich Hein, Lübeck-Eichholz, Hirschpass 19.

Vom Bekleidungslager **Ballieth** der ehem. Ob.-Zahlmeister Fritz Frohnert von Frau Anna Kasolewski, wohnhaft in Fritzlar b. Kassel, Kaserne, zum Nachweis ihrer Versorgungsangelegenheit.

Von der Werft **Neukuhren/Ostpr.** der ehem. Techn. Leiter Lindpaitner und Werftleiter Waldmann, sowie die Angestellten Hildebrandt und Franz Otto von Hauptfeldw. Waldemar Schäfer, Fliegerhorst Kaufbeuren I, Block 33.

Ehemalige Angehörige der Feldpost-Nr. L 29 699 LgPA Königsberg/Pr., welche Auskunft über das Schicksal des Obgfr. Arno Neugebauer, geb. 8. 5. 21 in Lyck, geben können. N. gehörte zum Ln-Führer Sensburg. Mitteilungen erbeten an Frau Berta Neubauer, Stade/Elbe, Schifferstraße 1.

Wir gratulieren!

84. Geburtstag

Max Krewald aus Ostpreußen am 21. September in Celle, Welfenallee 15, bei bester Gesundheit und Rüstigkeit.

83. Geburtstag

Eugen Reuser aus Königsberg/Pr., Am Fließ 10, am 12. Oktober in Salzgitter-Lebenstedt, Am Bauerngraben 4.

80. Geburtstag

Maria Wagner, geb. Grenda aus Rössel am 7. September in Töging/Inn.

Oktober-Geburtstagskinder in Flensburg

Emma Matthe aus Gumbinnen, jetzt wohnhaft Glücksburger Str, 107, am 1. 10. 81 Jahre.

Anna Freiwald aus Königsberg/Pr., wohnhaft Gerhart Hauptmann-Straße 33 am 1. 10. 80 Jahre.

Minna Tritscher aus Königsberg/Pr. wohnhaft Dorotheenstraße 43, am 6. 10. 70 Jahre.

Anna Eichler aus Königsberg/Pr., wohnhaft Falkenberg 6, am 10. 10. 75 Jahre.

Johanna Neth aus Zinten, wohnhaft Husumer Straße 1, am 16. 10. 75 Jahre.

Allen Jubilaren wünscht das Heimatblatt „Ostpreußen-Warte" recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit.

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Anschrift: Wilhelm Alm, (23) Oldenburg (Oldb.), Gotenstraße 33.

Herzliche Glückwünsche zum Geburtstage allen Kindern des Oktober. Von ihnen vollenden **40 Jahre:** am 12. 10. **Dora Miroschnikoff** geb. Klau (Danzig-Langfuhr), am 13. 10. **Christel Schawaller** geb. Doepner (KTC Königsberg), am 16. 10. **Benno Rappöhn** (KTC Königsberg); **50 Jahre:** am 2. 10. **Kurt Witte** (Zoppot), am 30. 10. **Walter Attow** (Memel); **60 Jahre:** am 5. 10. Frau **Lotte Schurig** (KTC Königsberg), am 6. 10. **Herta Krause-Gorontzy** (KTC Königsberg), am 8. 10. **Johann Schindler** und **Gertrud Marquardt** (KMTV Königsberg), am 11. 10. Frau **Maria Kirschnick** (KTC Königsberg), am 19. 10. **Elli Nath** geb. Buddatsch (Danzig-Heubude); **70 Jahre:** am 12. 10. **Alfred Dieltrich** (Insterburg), am 16. 10. Wilhelm Freitag (KTC Königsberg); **75 Jahre:** am 3. 10. **Walter Harke** (Lyck); **80 Jahre:** am 20. 10. **Georg Wegener** (KMTV Königsberg); **81 Jahre:** am 26. 10. **Hanna Vogel** (KMTV Königsberg).

Das XI. Wiedersehenstreffen unserer Turnerfamilie ist für den 9. bis 12. September 1960 angesetzt worden, weil die notwendige Abstimmung mit den örtlichen Veranstaltungen in Espelkamp-Mittwald mit dem Ferienplan für Nordrhein-Westfalen und mit den Turnfesten des Deutschen Turnerbundes und der Landesturnverbände keine andere Wahl ließen. Der von einigen vorgebrachte Wunsch auf Vorverlegung des Treffens kann daher leider nicht erfüllt werden. Insbesondere die Ferienordnung wird es im übrigen mit sich bringen, daß auch jeder andere Termin für das eine oder andere Land unserer Bundesrepublik ungünstig liegt. Ich bitte daher, wo schon jetzt zeitliche Hindernisse erkannt werden, ihre Ausräumung zu versuchen, um die Teilnahme doch zu ermöglichen.

Aus Australien senden Hans und Anni Zielinski (Insterburg und KTC Königsberg) mit ihren sechs Kindern herzliche Grüße. Es geht ihnen gut in der neuen Wahlheimat. Im Weihnachtsbrief mehr darüber.

Aus Honolulu auf Hawai grüßt Dr. Lothar G. Winter (KMTV Königsberg). Er ist aus dem Staat New Yersey (USA) jetzt nach Hawai übergesiedelt, wo er als Executive Direktor der John Child & Co. Business Survey & Research Service und außerdem als Associate Professor der Universität Honolulu wirkt. Im Weihnachtsbrief mehr darüber.

Der Tod unseres Turnbruders Eduard Grigoleit (KMTV Königsberg), der im September bekanntgegeben wurde, ist ganz unerwartet gekommen. Er nahm noch am Bundesalterstreffen in Mainz vom 7. bis 9. 8. 1959 teil und sandte am 12. 8. Grüße, wobei er vermerkte: „Die glutheißen Tage in Mainz haben mir leider eine schwere Erkältung eingetragen. 14 Tage hier im Taunus werden mich hoffentlich kurieren." Schon am 19. August hat ihn dort der Tod ereilt. Wer wird ihn uns in Berlin ersetzen?

Anschriftenänderungen bitte ich mir immer recht bald mitzuteilen. Besonders wichtig ist dies jetzt bei der Vorbereitung für den Versand des Weihnachtsbriefes 1959. Gut Heil!

Onkel Wilhelm.

Gemeinschaft Danzig-Westpreußischer Studenten (DWS)

Am 13. September tagte der Verband der Gemeinschaft Danzig-Westpreußischer Studenten (DWS) am Sitz seiner Geschäftsstelle in Beuel-Rheindorf, Vilicherstraße 29, und befaßte sich mit organisatorischen Fragen und der Arbeit der Hochschulgruppen. Dabei wurde festgestellt, daß sich die Mitgliederzahl seit der Gründung Pfingsten d. J. verdoppelt hat. Die Bildung weiterer Hochschulgruppen steht bevor. Die Aufnahme der DWS in den Verband Heimatvertriebener Deutscher Studenten (VDHS) wurde beantragt. Der Vorstand beschloß Maßnahmen zur Erfassung und Betreuung der Studienanfänger und legte Richtlinien für die thematische Gestaltung der Hochschulgruppenarbeit für das kommende Wintersemester fest. Der nächste Studententag wurde auf Mitte Januar 1960 anberaumt.

Friedrichsschule und Cecilienschule Gumbinnen

Wie bereits in unseren Mitteilungen angekündigt, findet unsere nächste Zusammenkunft in Düsseldorf am Sonntag, dem 11. Oktober ab 10 Uhr im Innungsrestaurant der Fleischerinnung, Düsseldorf, Ratherstraße 54 (Straßenbahnlinie 4) statt. Wir laden alle „Ehemaligen" unserer beiden Schulen, die am Niederrhein und im westlichen Ruhrgebiet wohnen, mit Familienangehörigen ein, an dieser Zusammenkunft teilzunehmen. Wie im Vorjahre wird ein Lichtbildervortrag geboten. Außerdem wird Herr Oberstudiendirektor Dr. Bock über die Pläne zur Feier der 150. Wiederkehr des Gründungsjahres unserer Cecilienschule sprechen. Wir wollen zusammen zu Mittag essen und Kaffee trinken und vor allem in heimatlicher Verbundenheit fröhlich sein. Gumbinner Bilder, vor allem aus der Schulzeit bitte mitbringen.

Zuschriften erbeten an Dr. E. Bock, Krefeld, Viktoriastraße 179 (Cecilienschule) bzw. Ottheinrich Tolkmitt, Detmold, Langestraße 5 (Friedrichsschule).

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Hof/Saale

Die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen hielt am Vorabend zum „Tag der Heimat" im „Blauen Stern" zum ersten Male nach der Sommerpause eine gutbesuchte Versammlung ab. Mit dem Klang der Magdalenenglocke aus Breslau, aufgenommen auf Tonband, und dem Ostpreußenlied „Land der dunklen Wälder" nahm die Veranstaltung ihren Anfang. Beziehungsvollen Gedichten, gesprochen von Erna Stöhr und Beate Sziegoleit, und einer Bandwiedergabe „Es war ein Land", gesprochen von Agnes Miegel, schloß sich ein ergreifendes Totengedenken an.

Die Festrede hielt der erste Vorsitzende, Studienrat Paul Bergner. Mit dem Choral „Nun ruhen alle Wälder" schloß der besinnliche und eindrucksvolle Abend.

Seesen/Harz

Die Landsmannschaft Ostpreußen führte wie in jedem Jahr ihre Erntedankfeier im Saal des Ratskellers durch. Von den Tischen grüßten wunderschöne Herbstblumen.

Einleitend wurden zwei Tonfilme gezeigt, und zwar zuerst ein Berlin-Film mit dem Titel „Nicht mit Gewalt" und zum andern ein Film von Dresden. Dann wurde heimatliches Erntebrauchtum lebendig. Wie immer bildete der Einzug des Bauernpaares mit dem Gesinde und der von Bauer Röbbel gestifteten Erntekrone den Höhepunkt des Abends. Die ostpreußische Jugend erfreute mit anmutigen Volkstänzen, die Frau Donnermann einstudiert hatte. Landsmann Erich Bluhm, Bornhausen, ließ es sich auch diesmal nicht nehmen, eine Verlosung mit Früchten des Gartens und Feldes vorzubereiten. Die reich mit Gaben bedachten Gewinner traten in besonders gehobener Stimmung den Heimweg an. Frau Lina Fahlke würzte den geselligen Teil mit humoristischen Vorträgen in heimatlicher Mundart.

Einen besonderen Akzent erhielt der Abend durch das Erscheinen des BvD-Kreisvorsitzenden Zielinski, der den Obmann der Landsmannschaft Ostpreußen, Papendick, in Anerkennung seiner Verdienste um die Vertriebenenarbeit mit der silbernen Ehrennadel des BvD auszeichnete.

Flensburg

Dipl.-Ing. Helmut Merckens vollendete am 26. 9. 1959 sein 75. Lebensjahr. Er wurde in Birkenfelde/Nahe, geboren und ist in Oldenburg i. O. aufgewachsen. Nach dem Studium der Bauingenieurwissenschaften an den Technischen Hochschulen in Hannover und Aachen war er beruflich tätig im Ruhrgebiet und Oberschlesien, Hamburg und Ostpreußen bei Kanalisationen, Hafen- und Brückenbauten sowie Wasserkraftanlagen. Den ersten Weltkrieg machte er als Pionier in Rußland mit. Von 1919 bis 1945 wohnte er in Ostpreußen, seit 1921 in Königsberg/Pr. Nach der Inflation machte er sich selbständig als Spezialist für Bautenschutz. Der Zusammenbruch 1945 vernichtete eine 25jährige Aufbauarbeit im Osten. Bald nach seiner Ankunft in Angeln/Schleswig begann Dipl.-Ing. Merckens die Vertriebenen zusammenzufassen und betreut sie seitdem in der Landsmannschaft Ostpreußen und als Amtsbeauftragter im Amt Adelby bei Flensburg. Er wohnt in Adelbylund, Kantstraße 29, über Flensburg, mit seiner Frau und Tochter, während sein Sohn als Architekt in Wuppertal tätig ist.

Die Landsmannschaft Ostpreußen — Kreisverein Flensburg-Land — spricht auch auf diesem Wege ihrem bewerten Mitarbeiter die herzlichsten Glück- und Segenswünsche aus.

Ostpreußische Sprichwörter

„Preußische Sprichwörter und volkstümliche Redensarten" heißt der Band, der, 1865 von dem ostpreußischen Forscher Hermann F. Frischbier herausgegeben, eine große Zahl von Spruchweisheiten in niederpreußischer Mundart enthält. Es ist dieses wohl die einzige Sammlung dieser Art, die eine Fundgrube für denjenigen ist, der dem ostpreußischen Volkscharakter nachspürt. In seinen Sprichwörtern hat das Denken und Fühlen der Ostpreußen einen sprachlichen Ausdruck gefunden, wie er kaum anschaulicher sein kann. Ostpreußische Sprichwörter sind voller Spott, voll Selbstironie und zugleich Zeugnisse schlichter Lebensweisheiten. „Jedes Huske hat sin Kruzke", und „Wer gut sitzen will, mag zu Hause sitzen" sprechen beispielsweise von der Häuslichkeit und Bodenverbundenheit.

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

(74)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Bevor ich diesem Brief anfing zu schreiben, mußd ich mir mitte Emma, was meine Frau is, e bißche unterhalten, indem daß ich mir nich mehr an alle Einzelheiten von damals erinnern konnd, wo ich heite erzählen will. Es ging umme Idche Schinz, de ältste Tochter vom Besitzer August Schinz, mit die wir iebre Tante Berta um sieben Ecken rum sogar noch verwandt sind. Das Gespräch mitte Emma nahm einem ungewehnlichen Verlauf, indem daß se mir zuletzt mittem Holzschlorr aufes Maul schlagen wolld, was ich ihr aber aufgrund von meine Beamtenwirde nich erlauben tat.

Es fing ganz vernimftig und harmlos an, indem daß ich ihr fragen tat: „Sag mal, wann hat sich de Idche Schinz eigentlich verheirat?"

„Na im Herbst, wie se de Kartoffel raushädden. Frieher war doch nich Zeit."

Kartoffel hin, Kartoffel her, ich will doch wissen, in welchem Jahr de Hochzeit war."

„In welchem Jahr? Na, wie de Tante Berta starb."

„Wann starb denn de Tante Berta?"

„Wann die starb? Vleicht so vier Wochen später, wie es bei Willuhns gebrannt hadd."

„Und wann war das Feier bei Willuhns?"

„Das Feier? Im Sommer, wie se aller aufes Feld waren und nich schnell genug löschen konnden."

„So kommen wir nich weiter."

„Ja, ich merk auch, daß du jedes Jahr älter und dammlicher wirst."

Wissen Se, liebe Landsleite, wie de Emma mir das im Gesicht schleidern tat, da kochd es mir direkt im Busen, aber ich beruhigd mir und beschloß inwendig, noch einem Anlauf zu nehmen: „Nu sei doch mal vernimftig und ieberleg ganz ruhig. War das nich 1928?"

„Ich bin immer ruhig und vernimftig, und das war in dem Jahr, wo der Nachtwächter Grabowski sich das Bein brach."

„Ja, ja, aber wann brach er sich das Bein?"

„Na, wie er von Bartoleits Einsegnung kam. Er war doch besoffen wie e Ferkel."

„Wann war denn die Einsegnung?"

„Na Palmsonntag."

„Nu war ich wieder genau so wejt wie am Anfang und gab es auf. Es hadd keinem Zweck nich mehr. Aber ich konnd mir nich verkneifen, de Emma wenigstens heeflich ihre Umständlichkeit vorzuhalten.

„Ja, wenn du auch immerzu dasselbe fragst!", meind se. Was wollen Se da machen, wenn einer Ihnen so dummdreist kommt! Ich war jedenfalls platt wie e Briefmark, und das Kinn fiel mir runter aufem Schlips. Und da kam die Sache mittem Holzschlorr und mittes Maul, wo ich zumachen solld, weil es sonst zog, und wo ich aufgrund ... (siehe oben!).

Jedenfalls blieb das Jahr nu offen fier alle Zeiten. Aber das is auch nich das Wichtigste, viel intrāssanter sind die besonderen Umstände bei e Idche ihrem Versuch, in dem Stand der Ehe reinzutrampeln. Se war wirklich e sießes Mergellche, kriegd e bißche was mit und war auch nich dammlich. Schließlich kullerd ja Trostmann-Blut in ihre Adern. So hädd se all konnd dreimal verheirat sein. Aber se schob es auf, bis se volljährig war, daß ihre Mutter ihr nich mehr zwischenreden konnd. Die wolld ihr nämlich all, wie se knapp achtzehn war, am Lude Dunskus verkuppeln. Der war wild auf ihr wie e Keichel auf Schnodder und hädd ihr zum Geburtstag e scheene Torte gebacken; denn er war gelernter Bäcker. Mit Zuckerguß hädd er raufgespritzt: „Meiner lieben Ida von ihrem Ludwig."

Sehn Se, und das hädd er nich tun solld. Denn wie de liebe Ida das las, kriegd se dem Zorn im Bauch und de Torte zu packen und schmiß ihr durchem Fenster aufem Hof. Daß das Fenster nich emal offen war, steerd de Idche gar nich, denn se hädd Trostmannsches Temprament. Wie es klirrd, kam der Kurrhahn ganz aufgeregt angelaufen, bekickd sich die Torte, wo e bißche auße Fassong geraten war, kehrd sich verächtlich um und ging gemessenen Schrittes zu seine Kurrenweiber zurick. Wie hab ich das gesagt?

De Idche hat in ihrem Zorn natierlich ieberall vom Lude seine verunglickte Liebeswerbung berichtet, und es dauerd nich lang, da zähldden de Kinder beim Greifchespielen ab: „Der - Kurr - hahn - fraß - die - Tor - te - nich." Na, ja, sowas kann ja passieren, aber de Idche wußd ebend genau, was se wold. Dem Fritz wolld se, dem liebd se heiß und innig. Er war e junger Bauer, hadd sechzig Morgen gutes Land und wohnd unten am Wald. Er wolld ihr auch, aber er war es bißche schichtern und traud sich nich, das Maul aufzumachen. Da war der Emil e ganz andrer Kerl, sozusagen e Draufgänger. Er hadd auch ungefähr sechzig Morgen oben anne Schossee, aber de Idche hield sich ihm vom Leib.

Was soll ich viel erzählen, vleicht mechd de Idche heite noch aufem Fritz lauern, wenn der Vaterländische Frauenverein in Karalene nich Winterfest gefeiert hadd. Nu konnd sie ihm e bißche aufe Beine helfen, indem daß se ihm bitten tat, daß er mittem Schimmel nach Karalene fahren und ihr mitnehmen solld. Hädd nich viel gefehlt, hädd der Duschak auch noch seine Schwester im Schlitten reingepackt, denn wär wieder alles im Eimer gewesen, aber die kriegd glicklicherweise im letzten Monument Influenzia, so daß se innes Bett kriechen und Fliedertee trinken mußd.

So fuhren se nu, wie der festliche Sonnabend gekommen war, allein nach Karalene. Und der Fritz huckd forsch und stolz neben sein Idche, und se ermunterd ihm mit feirige Blicke, wo se aus eins auf ihm schmeißen tat. Sonst war von ihr aber nuscht weiter zu sehen, denn se hadd sich gut eingepummelt, indem daß se e bißche blutarm war und ihr leicht hubbern tat. Der Emil fuhr natierlich auch nach Karalene, aber mitte Kleinbahn, denn sein Fuchs-Wallach lahmd e bißche. Dort wurd nu scheen getanzt, Walzer, Polonäse und Rheinländer, und der Fritz kippd sich immer einem Ausgewachsenen nachem andern hinterm Kragenknopp, um sich fiere Heimfahrt Mut zu machen. De Idche ließ ihm, denn nichtern war mit ihm sowieso nuscht anzufangen, das wußd se all von friehere Gelegenheiten.

Wie er nach ihre Meinung endlich genug intus hadd, morgens so gegen Uhre drei, porrd se ihm, nach Haus zu fahren. Und weil er nich mehr anspannen konnd, nahm se ihm die Arbeit ab. Se ging vor, und er solld e Weilche später nachkommen. Se hold dem Schimmel außem Stall, spannd ihm an, huckd sich im Schlitten rein und lauerd aufem Fritz. Es war diester wie im Sack, und ihr hubberd sehr, denn es fror Steine auße Erd.

Endlich kam der Fritz, und es ging los. Kaum waren se aus Karalene draußen und aufe freie Schossee, wo der Schimmel dem Weg allein fand, weil er klieger gewesen war und nuscht getrunken hädd, wickeld der Fritz de Lein um dem Peitschenstiel und hädd nu beide Hände und Arme frei fiere Idche. Endlich, endlich! Fr sagd nuscht, sondern nahm ihr inne Arme und knilld und butschd ihr dem ganzen Weg, daß ihr orndlich warm wurd. Viel zu schnell waren se zu Haus, und da sagd der Fritz: „Heite Nachmittag komm ich deine Mutter fragen."

Und — — — da war es gar nich der Fritz, sondern der Emil. Der Fritz war bei dem Versuch, dem Schlitten zu erreichen, mied geworden und auf e altes Sofa inne Hinterstub friedlich eingeschlafen. Auch dieses Ereignis sprach sich schnell rum im Dorf. Aufe Hochzeit — mittem Emil! — fragd ich de Idche: „Warum hast du dem Emil genommen, du wolldest doch eigentlich dem Fritz haben."

„Ja", meind se, „ich wolld natierlich dem Fritz haben, und im Schlitten dachd ich auch, es is der Fritz, und zu Haus war es denn mit eins der Emil. Aber nu dachd ich, das is so und so egal. Arbeiten muß ich ieberall. Der Fritz wohnt unten am holprigen Feldweg, der Emil wohnt aber anne Schossee. Da hab ich denn wenigstens besserem Weg."

Sehn Se! Herzliche Heimatgrieße!

Ihr Ernst Trostmann

Landbriefträger z. A.

F. W. Siebert

Zum 60. Geburtstag des bekannten ostpreußischen Verlegers

Am 24. September wurde Friedrich Wilhelm Siebert, Inhaber der Firma Buchdruckerei Friedrich W. Siebert Buch- und Zeitungsverlag, Oldenburg (Oldb.), einer der markanten Vertreter alter ostpreußischer Verlagstradition, 60 Jahre alt. Das Jahr 1959 ist für ihn ein rechtes Jubiläumsjahr. Er steht seit genau vier Jahrzehnten im Beruf, ist 35 Jahre lang Buchdruckermeister und kann überdies auf ein zehnjähriges Bestehen seines Zeitungs- und Buchverlages in Oldenburg (Oldb.) zurückblicken.

F. W. Siebert stammt aus einer alten ostpreußischen Zeitungsverleger-Familie, in der die „Schwarze Kunst" seit Generationen zu Hause ist. Schon der Großvater, 1833 in Heilsberg (Ostpr.) geboren, begründete 1861 in Heydekrug (Memelland) eine Buchdruckerei, in der er das „Heydekruger Kreisblatt" herausgab. 1872 siedelte er nach Memel über und übernahm dort das „Memeler Dampfboot", eine 1849 gegründete liberale Tageszeitung, die seitdem weit über die Grenzen Ostpreußens hinaus mit dem Namen Siebert zu einem festen Begriff verschmolz.



Der Vater Willy Siebert lenkte die Geschicke des Verlages in den bewegten Zeiten des ersten Weltkrieges und den schweren Nachkriegsjahren, welche die Abtrennung des Memellandes vom Reich mit sich brachten. Friedrich Wilhelm Siebert übernahm die Leitung des Verlages im Jahre 1928 während des litauischen Dauerkriegszustandes im Memelland. Unter ihm wurde das „Memeler Dampfboot" zur weithin vernehmbaren Stimme des Memellandes, die gesamten technischen Einrichtungen modernisiert, erweitert und in einem Gesamtneubau im Jahre 1939 untergebracht. Friedrich Wilhelm Siebert war lange Zeit im Vorstand des Vereins Ostpreußischer Zeitungsverleger e.V. als Vertreter für die Presse des Memelgebietes, Mitglied der Meister- und Gesellenprüfungskommission und Sachverständiger für das Buchdruckerhandwerk bei der Handwerkskammer für das Memelgebiet. Als besonders tragisch muß vermerkt werden, daß das „Memeler Dampfboot" am Ziel seines Kampfes, als 1939 das Memelland wieder mit dem Reich vereinigt wurde, durch die nationalsozialistischen Gleichschaltungsmaßnahmen den Händen der Familie Siebert entrissen wurde. F. W. Siebert konnte es nur aus der Ferne als Soldat erleben, wie seine Zeitung sich heimatfremder Elemente erwehren mußte, wie sie schließlich im Zuge der militärischen Räumungsmaßnahmen nach Heiligenbeil verlegt wurde und endlich am 8. Februar 1945 ihr Erscheinen einstellte.

Eine hoffnungsvolle Entwicklung schien an einem plötzlichen Ende angelangt zu sein. Aber bald, nachdem F. W. Siebert aus Sachsen, wo er sich, aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, mit seiner Familie vereinigen konnte, in die Bundesrepublik übergesiedelt war, erschien — im Herbst 1948 — als eines der ersten ostdeutschen Heimatblätter wieder das „Memeler Dampfboot" als Bindeglied der nunmehr weit verstreut lebenden Memelländer. Wie aus den ersten schweren Anfängen eines Mitteilungsblättchens mit wenigen hundert Lesern der profilierte Typ einer völlig neuen Art der Pressearbeit wurde — das ist ein Stück deutscher Zeitungsgeschichte überhaupt. Heute erscheint das Oldenburger „Memeler Dampfboot" vierzehntägig — seit 1951 in einer kleinen, aber modernen und leistungsfähigen Akzidenz-Buchdruckerei — mit 12—16 Seiten und ist ständiger Gast in über 6000 memelländischen Familien der Bundesrepublik und der freien Welt. Zur Produktion des Siebert-Verlages gehören heute neben der Heimatzeitung der alljährlich erscheinende Memelland-Kalender, dessen zehnte Ausgabe soeben erscheint, sowie eine recht vielfältige Heimatliteratur, die von Lyrik über Erzählungen bis zu heimatlichem Humor und zu Bildbänden reicht.

Bundeskanzler Adenauer hat in einem Glückwunschschreiben zum 10. Geburtstag des „Memeler Dampfbootes" die Aufgabe dieser — und sicher nicht nur dieser — Heimatzeitung darin gesehen, das Bewußtsein zu stärken, daß das Recht auf Heimat zu den unveräußerlichen Grundrechten gehört. Und Bundespressechef Felix von Eckardt bescheinigte dem heutigen „Memeler Dampfboot", daß es sich auch nach der Vertreibung die Liebe und Treue seiner Leser bewahren konnte.

Friedrich Wilhelm Siebert, der Sechzigjährige, hat unter schweren und gänzlich veränderten Verhältnissen eine stolze Tradition weitergeführt. Er hat für seine Arbeit nicht nur neue Aufgaben gesucht und gefunden — er hat sie auch gelöst. Mit ihm freuen wir uns, daß auch sein Sohn begonnen hat, die Liebe zum Beruf der vierten Generation das Buchdruckerhandwerk zu erlernen.

Generaloberst a. D. E. von Mackensen 70 Jahre

Am 24. September d. Js. vollendete Generaloberst a. D. Eberhard von Mackensen in Altmühlendorf bei Nortorf (Holstein) das 70. Lebensjahr. Er wurde 1889 in Bromberg als jüngster von drei Söhnen des nachmaligen Generalfeldmarschalls August von Mackensen und seiner Gemahlin Doris von Horn geboren. Der älteste der Söhne, Hans Georg von Mackensen, zuletzt Botschafter in Rom 1938/43, geboren 1883 in Berlin, starb am 28. September 1947 in Konstanz. Manfred von Mackensen, der mittlere der Söhne des heimgegangenen Feldmarschalls, geboren 1886, betätigte sich auch nach 1945 aus juristischer Vorbildung bis zu seinem Ableben im höheren Verwaltungsdienste. Nachdem der Feldmarschall am 8. November 1945 in Wienhausen, Kreis Celle, kurz vor Vollendung seines 96. Lebensjahres heimgegangen war, folgte ihm drei Wochen darauf seine in Danzig geborene einzige Tochter Ruth im 49. Lebensjahre in die Ewigkeit.

Eberhard von Mackensen, der in Danzig aufwuchs und hier auch das geistige Rüstzeug für sein Leben erhielt, widmete sich der Offizierslaufbahn und trat als Leutnant in das 1. Leibhusaren-Regiment ein, das einst sein Vater als Kommandeur geführt hatte, auch später im Brigadeverbande der beiden Totenkopf-Reiter-Regimenter. Als Regimentsadjudant der 1. Leibhusaren ritt Eberhard von Mackensen 1914 von Danzig aus ins Feld. Er wurde verwundet, kam später in den Generalstab und tat bei Kriegsende Dienst im Oberkommando der Heeresgruppe Scholtz. Im Zuge der Wiederaufrüstung wurde Mackensen Chef des Stabes des Kavalleriekorps und mit der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht Chef des Generalstabes des neu errichteten X. Armeekorps im Hamburg. Am 1. April ging er als Komandeur der 1. Kavallerie-Brigade nach Insterburg. rückte am 1. Januar 1938 zum Generalmajor auf, kam im Frühjahr in den Stab des neu errichteten Heeresgruppen-Kommandos 5 in Wien und wurde im Herbst dessen Chef des Generalstabes unter Generaloberst List. Diesem stand er während des Krieges als Generalstabschef der 14. Armee im Polenfeldzug und bei der 12. Armee im Westfeldzug zur Seite. 1940 wurde Mackensen zum Generalleutnant befördert.

In Anerkennung seiner Leistungen erhielt Generalleutnant von Mackensen am 1. August 1940 vorzugsweise die Beförderung zum General der Kavallerie. Am 15. Januar 1941 Kommandierender General des III. Armeekorps, führte er es, zum Panzerkorps umformiert, beim Durchbruch durch die Stalin-Linie zum Siege und stand bereits am 10. Juli 1941, 200 km den anderen Teilen der Armee voraus, vor Kiew. Damals erhielt er das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und das Eichenlaub dazu im Juni 1942 für die Kesselschlacht bei Charkow, bei der dem Korps die Einschließung gelang und es 131 000 Gefangene machte. Ende November 1942 wurde General der Kavallerie v. Mackensen Oberbefehlshaber der 1. Panzerarmee und als solcher am 6. Juli 1943 Generaloberst. November 1943 übernahm er den Oberbefehl über die in Italien neugebildete 14. Armee an der Nettuno-Front. Nach dem Kriegsende von 1945 verurteilte ihn ein englisches Kriegsgericht zum Tode. Der Begnadigung zu 21 Jahren Gefängnis folgte die Inhaftierung im Zuchthaus Werl. Mackensens Entlassung aus diesem erfolgte im Herbst 1952.

Über die Herkunft der Familie Mackensen gibt eingehende Auskunft die „Chronika van dat geslägde der Herren van Makkenhusen", ein Urkundenwerk von Victor Mackensen aus dem Hause Wolfenbüttel in der Datierung aus Hameln im Jahre 1936. Das Vorwort dazu ist in niederdeutscher Sprache gehalten. Die Familienzweige erstrecken sich auf die Linien der Herren August van Mackenhusen aus dem Hause Falkenwalde (Generalfeldmarschall v. Mackensen), aus dem Hause Aschvelde, Wolfenbüttel, Gandersheim und Lutterberg auf dem Harte (Harz). Der letztere Stamm der Familie aus dem Harz, aus dem der Generalfeldmarschall hervorging, wanderte nach Pommern aus. Auf einem Familientag deren van Mackenhusen (Mackensen) 1936 in Osterode (Harz), an dem 250 Personen teilnahmen, ergab sich der urkundliche Nachweis, daß der Name „Mackensen" in seiner ältesten Form „Makkonhusen" zum ersten Male im Jahre 1019 im Urkundenbuche des Domstiftes Hildesheim angegeben wird. In einer bedeutsamen Übereignungsurkunde König Heinrichs IV. in Goslar vom 9. März 1062 mit Land und Wald für das Bistum Hildesheim wird „Makkonhusen" als Grenze mit angegeben. Das Familienwappen mit dem Kopf eines Wolfshundes stammt aus dem Jahre 1083.

Die Heimat des Geschlechts, das Dorf Mackensen, liegt im alten Sülberggaue am Fuße des Solling und in dem Gebiet der Grafen von Dassel, die dem großen Geschlechte der Grafen von Northeim angehörten. Dort lebte in ältesten Zeiten einst Makko mit seinem Geschlecht auf freier, von den Urvätern ererbten Scholle, und schon der Ahnherr, von dem die Sage ging, er habe einst heldenhaft gegen die römischen Eindringlinge gekämpft, soll dort auf dem Hügel über den plätschernden Wassern des kleinen Spüligbaches sein festes Haus gebaut haben. Und das Anwesen „tho de Makkon husen" war weit und breit im Gaue gerühmt wegen seiner Sicherheit und Größe.

In der Urkunde vom 21. April 1183 wird Albrecht von Makkonhusen unter den Ministerialen der Grafen von Dassel aufgeführt. Mit dieser Urkunde hört die letzte Kunde aus dem Ursitze des Mackensen-Geschlechts auf, und es beginnt die Zeit, in der die Ahnen zu Bürgern und eines angesehenen Ratsgeschlechtes der reichen Stadt Einbeck wurden.

Arthur Lenz

Landwirtschaftsrat i. R. Friedrich Kuhn 75 Jahre

Der in landwirtschaftlichen Kreisen weithin bekannte ehemalige Leiter des landwirtschaftlichen Schulwesens in Ostpreußen und Direktor des Wirtschaftsamtes der Landwirtschaftskammer für die Provinz Ostpreußen, Landwirtschaftsrat i. R. Friedrich Kuhn, vollendete am 23. September in erstaunlicher körperlicher und geistiger Frische sein 75. Lebensjahr.

Als Abkömmling eines alten ostpreußischen Bauerngeschlechts, das seit Ende des 13. Jahrhunderts im Kreis Elbing ansässig war, lag ihm



die Liebe zur Landwirtchaft im Blut. Nach Absolvierung der landwirtschaftlichen Praxis und Abschluß des landwirtschaftlichen Studiums an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin war Kuhn vom Jahre 1908 fünf Jahre lang als Lehrer an der Landwirtschaftsschule in Marienburg/Westpr. tätig. Er bewährte sich dort so gut, daß er bereits im Jahre 1913 zum Direktor der Landwirtschaftsschule in Pr. Holland berufen wurde. Leider konnte sich seine Begabung hier zunächst noch nicht entfalten, weil der erste Weltkrieg seiner Tätigkeit dort ein frühes Ende setzte.

Nach Ende des Krieges, den der Jubilar als Batterieführer an der Front mitmachte, übernahm er dann wieder die Leitung der Landwirtschaftsschule in Pr. Holland.

Er hatte das Glück, dort in Robert Tornow einen neuen Landrat vorzufinden, der gleichfalls viel Liebe zur Landwirtschaft besaß, mit klarem Blick Kuhns Aufbaupläne als richtig anerkannte und sie mit allen Kräften seiner dynamischen Persönlichkeit förderte. So entwickelte sich aus der kleinen Landwirtschaftsschule in Pr. Holland, die, als Kuhn im Jahre 1913 die Leitung übernahm, infolge völlig unzureichender Räume nur von relativ wenigen Schülern besucht werden konnte, unter seiner zielstrebigen Leitung und tatkräftiger Förderung durch den Landrat die in Preußen einmalige Landwirtschafts- und Ackerbauschule Pr. Holland, eine neuzeitlich eingerichtete Lehranstalt mit Internat und einem landwirtschaftlichen Areal von rund 500 Morgen sowie entsprechenden modernen Wirtschaftsgebäuden und Einrichtungen. Unzählige Bauernsöhne haben an dieser Anstalt eine Ausbildung erhalten, die für ihr weiteres Leben von entscheidender Bedeutung war.

Die Tätigkeit Kuhns erschöpfte sich aber nicht allein in der Leitung dieser Anstalt, sondern er fand daneben noch die Zeit, durch die Gründung bäuerlicher Beratungsringe die Wirtschaftsberatung fortschrittlicher und instruktiver zu gestalten. Diese Gründung bäuerlicher Beratungsringe an einer Landwirtschaftsschule war erstmalig in Deutschland und fand dank ihrer ausgezeichneten Wirkung bald allgemeine Verbreitung in allen deutschen Landen. Die von Kuhn geleistete Pionierarbeit machte ihn bald weithin bekannt und trug ihm allgemeine Wertschätzung und Anerkennung ein. So wurde seine unter gleichzeitiger Ernennung zum Oberlandwirtschaftsrat durch den Vorstand der Landwirtschaftskammer im Jahre 1928 erfolgte Berufung zum Leiter des gesamten landwirtschaftlichen Schulwesens in Ostpreußen und zum Direktor des Wirtschaftsamtes allseitig als verdient anerkannt und begrüßt. Das durch diese Berufung in ihn gesetzte Vertrauen hat Kuhn in den langen Jahren seiner Tätigkeit in jeder Beziehung gerechtfertigt. Der Bau von 20 neuen Landwirtschaftsschulen in Ostpreußen, die Gründung und Förderung zahlreicher Beratungsringe, wie auch die Einrichtung von rund 200 bäuerlichen Beispielswirtschaften während seiner Amtszeit als Schuldezernent und Leiter des Wirtschaftsamtes kennzeichnen bestens sein erfolgreiches Wirken.

Nach dem II. Weltkrieg, den Kuhn als Major und Kommandeur einer schweren Artillerieabteilung mitmachte, fand er in Schleswig-Holstein eine zweite Heimat. Von 1945 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1951 konnte er sein umfangreiches Wissen und seine großen praktischen Erfahrungen seiner neuen Heimat als Geschäftsführer der Kreisbauernkammer Stormarn zur Verfügung stellen und sich dabei auch die Wertschätzung vieler schleswig-holsteinischer Bauern erwerben. Auch nach seiner Pensionierung legte er die Hände nicht in den Schoß, sondern blieb der praktischen Landwirtschaft als Siedlerberater eng verbunden. Unzählige Neusiedler verdanken ihm viel und holen auch noch heute oft seinen Rat ein.

Wo immer das Schicksal Kuhn auch hinstellte, erwarb er sich durch seine warmherzige Wesensart und seine nie ermüdende Hilfsbereitschaft die Liebe und Verehrung unzähliger Menschen, die ihm heute noch die Treue halten, mit ihm in regem Briefwechsel stehen und gern gesehene Gäste in seinem kleinen Siedlungshaus in Grabau bei Bad Oldesloe sind, wo er in freier Natur und bäuerlicher Umgebung seinen Lebensabend verbringt.

Alle seine alten und neuen Freunde wünschen dem Jubilar noch viele glückliche Lebensjahre, ein Wunsch, dem auch wir uns von Herzen anschließen.

— Wehrmachtsangehörige aus Ostpreußen —

Heimkehrer haben beim Suchdienst Aussagen über ehemalige Wehrmachtangehörige gemacht. Die Familien dieser von Heimkehrern gemeldeten Männer und Frauen konnten bisher nicht ermittelt werden. Erkennen Sie aus den nachstehend aufgeführten Personalangaben einen der Vermißten und können Sie Auskunft über dessen Angehörige geben? Für jeden der aufgeführten Namen liegt eine Nachricht vor. Helfen Sie uns, die Angehörigen ausfindig zu machen. Jede zutreffende Mitteilung von Ihnen bedeutet ein geklärtes Vermißtenschicksal! Geben Sie Ihren Hinweis zur Auffindung der Angehörigen bitte unverzüglich unter Bezugnahme auf die Befragungsnummer dieser Liste (jeweils am Ende der Schuanzeige) an das Deutsche Rote Kreuz, Suchdienst München, Rundfunkauskunft, München 13, Infanteriestraße 7 a.

Adamshausen: die Angehörigen von Schlemminger Friedrich geb. etwa 1897, verheiratet, evangelisch, Bauer, Obergefreiter bei der 6. Kompanie Infanterie Regiment 159, B/13650 S.

Allenstein: die Angehörigen von Wolf, Vorname unbekannt, geb. etwa 1912, Oberleutnant bei der 6. Komp. Grenadier-Regiment 568, B/14047 S.

Allenau: die Angehörigen von Kohn Ernst, geb. 29. 2., Geburtsjahr unbekant, ledig, ev., Bauernsohn, Stabsgefreiter bei der Feldpostnummer 27756 A. B/13875 S.

Auerfluß: die Angehörigen von Schmidt, Vorname unbek., geb. etwa 1893, verheiratet, ev., Volkssturmmann im Bataillon Angerapp, B/14088 S.

Bischofsburg: die Angehörigen von Hesse, Franz, Geburtsdatum unbekannt, verheiratet, katholisch, Kutscher, gefallen im Osten, B/14433 S.

Cranz (Samland): die Angehörigen von Andres, Hermann, geb. etwa 1898, ledig, Bäcker, Unteroffizier bei der Feldpostnummer 16131, B/2289.

Gerdauen: die Angehörigen von Neumann, Vorname unbekannt, geb. etwa 1915, verheiratet, Schlosser bei der Firma Kampf, Gerdauen, Oberwachtmeister bei Feldpostnummer 27615, B/14143 S.

Goldap: die Angehörigen von Arndt, Arthur, geb. etwa 1907, verheiratet, Oberwachtmeister, A/17373 S.

Goldap: die Angehörigen von Backtowitz, Rudolf, geb. etwa 1909, Oberfeldwebel bei der Feldpostnr. 10338, B/13786 S.

Grünbaum bei Tapiau: die Angehörigen von Klein, Vorname unbekannt, verheiratet, Gastwirt, gefallen auf Hela, kurz vor der Kapitulation, B/14406 S.

Gumbinnen oder Umgebung: die Angehörigen von Berger, Franz, geb. etwa 1910, verheiratet, Bauer, Wachtmeister in einer Fahnenschwadron, B/14394 S.

Guttstadt: die Angehörigen von Komm, Vorname und Geburtsdatum unbekannt, verheiratet, Maler, gefallen Februar/April 1945 im Osten, B/13874 S.

Insterburg: die Angehörigen von Massung, Vorname und Geburtsdatum unbekannt, verheiratet, Unteroffizier bei der Feldpostnummer 36489 B, B/13970 S.

Königsberg: die Angehörigen von Annuß, Vorname unbekannt, geb. etwa 1905 — 1915, verheiratet, Oberfeldwebel bei der 1. Kompanie Volksgrenadier-Regiment 185, A/13459.

Königsberg: die Angehörigen von Arbeiter, Vorname unbek., geb. etwa 1909, Unteroffizier bei der Heeres-Flak-Batterie 314, A/12615.

Königsberg: die Angehörigen von Arndt Vorname unbekt. geb. etwa 1920, Berufssoldat Unteroffizier bei dem Grenadier-Ersatzbataillon 4, A/10531.

Königsberg: die Angehörigen von Bablitz, Vorname und Geburtsdatum unbekannt, Hauptmann und Kommandeur der II. Abteilung Artillerie-Regiment 96, B/4053.

Königsberg: die Angehörigen von Hoffmann, Georg, geb. etwa 1923, ledig, evangelisch, Gefreiter bei der Feldpostnr. 07341 E, B/14340 S.

Königsberg: die Angehörigen von Karnowski, Walter, geb. etwa 1911, ledig, Fabrikant., Stabsgefreiter bei der Feldpostnummer 24160 D, B/14303 S.

Königsberg: die Angehörigen von Ranowski Walter, geb. etwa 14. 2. 1915, Arbeiter, Obergefreiter bei der 4. Batterie Artillerie-Regiment 161, B/13832 S.

Königsberg: die Angehörigen von Schlicht, Albert, geb. 30. 8 1896, verheiratet, evangelisch, Maurer, Gefreiter bei der 6. Batterie Gemischte Flak-Abtlg. 504, B/13372.

Königsberg: die Angehörigen von Sturm, Vorname unbekannt, geb. etwa 1890, Feldwebel bei der Feldpostnummer 46288, B/13627 S.

Königsberg: die Angehörigen von Thiel, Ernst, geb. etwa 1905/07, verheiratet, Vater von 2 Kindern, evangelisch, Vertreter von Bleyle-Kleidung, Oberfeldwebel bei dem Infanterie-Regiment 24, B/14069 S.

Königsberg: die Angehörigen von Wysotzke, Herbert, geb. etwa 1925/28, Gefreiter bei der Feldpostnr. 15978, B/14045 S.

Liebenfelde: die Angehörigen von Schukat, Kurt, geb. 20. 6. 1926, ledig, Soldat bei der Feldpostnummer 36489 B, B/13691 S.

Lyck: die Angehörigen von Tobus Hubert, geb. etwa 1923, ledig, evangelisch, Berufssoldat, Leutnant bei der Feldpostnummer 02650, B/14109 S.

Milken: die Angehörigen von Stahl, Otto, geb. etwa 1905/10, verheiratet, Bauer, Stabsgefreiter bei der 10. Batterie Artillerie-Regiment 23, B/14072 S.

Mühlhausen: die Angehörigen von Schmeier, Paul, Geburtsdatum unbekannt, verheiratet, Obergefreiter bei der 8. Kompanie Grenadier-Regiment 117, B/13865 S.

Neuwiese: die Angehörigen von Geidius August, geb. etwa 1901, Angehöriger des Volkssturms, B/14366 S.

Pillau: die Angehörigen von Koppel, Hans, geb etwa 1919, Oberleutnant bei der Feldpostnummer 28363, B/13727 S.

Tapiau: die Angehörigen von Gradtke, Karl, geb. etwa 1901/05, verheiratet, Obergefreiter bei der 3. Komp. Sicherungs-Bataillon 202, B/13941 S.

Tapiau: die Angehörigen von Fürst, Walter Gustav, Geburtsdatum unbekannt, verheiratet, Vater von 2 Kindern, Sohn eines Gärtnermeisters, Stabsgefreiter bei dem Stab I. Bataillon Infanterie-Rgt. 24, B/14367 S.

Tilsit: die Angehörigen von Mikat, Walter, geb. etwa 1897/99, verheiratet, evangelisch, Unterwachtmeister bei der Heimat-Flak Königsberg, B/13712 S.

Tilsit: die Angehörigen von Schwulera, Heinrich, geb. etwa 1913, ledig, evangelisch, Sattler, Hauptwachtmeister bei der Feldpostnr. 20406, B/13661 S.

Kreis Treuburg: die Angehörigen von Heyduck, Gustav, geb. etwas 1903, verheiratet, Obergefreiter bei der Feldpostnummer 08404, B/14349 S.

Walterkemahn: die Angehörigen von Kollwitz, Hans, Geburtsdatum unbekannt, ledig, evangelisch, Stabsgefreiter bei der Feldpostnr. 17199, B/13872 S.

Wittigwalde: die Angehörigen von Weiher, Vorname und Geburtsdatum unbekannt, verheiratet, Angehöriger des Landesschützen-Bataillons 218, B/14008 S.

Und wieder riß der Tod von unserer Seite treue Freunde. Es starben

Richard Wittig

Königsberger Männer-Turn-Verein von 1842, am 5. 9. 1959 im Alter von 80 Jahren, zu Bamberg

Willi Kloß

Elbinger Turngemeinde, am 9. 9. 1959, im Alter von 52 Jahren, zu Oberbalzheim

Walter Trzaska

Männer-Turn-Verein Tilsit, am 13. 9. 1959, im Alter von 65 Jahren, zu Stavenhagen (Meckl.)

In herzlicher Anteilnahme an dem schweren Leid ihrer Familien nehmen wir Abschied von diesen Getreuen, die bis zuletzt enge Verbindung zu uns gehalten und regen Anteil an dem Wiederaufblühen der Deutschen Turnbewegung genommen haben. Ihr Andenken werden wir in Ehren halten.

TURNERFAMILIE
OSTPREUSSEN — DANZIG — WESTPREUSSEN

Achtung Königsberger!
Gesucht werden in **dringender Hypothekenangelegenheit** Beamte oder Angestellte der Stadtsparkasse Königsberg/Pr., Hauptstelle Kneiphöfsche Langgasse. Nachricht erbeten an E. R. Pélissier, Oberpostinspektor a. D., Frankfurt/M., Mechtildstraße 17.